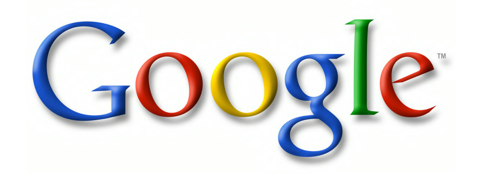


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

PT
1337
B5
1913
PT.11



Bücher-Sammlung

von



Digitized by Google

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

Kaiser's Brust-Caramellen gegen **Husten**

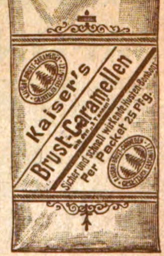
Heiserkeit, Katarrh,
Verschleimung,
Rachen-Katarrh,
Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen“.

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken



in Deutschland	Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn	Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz	Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

Digitized by Google

HAUSFRAUEN welche auf eine gründliche,

appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit



zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in **Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.**

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Digitized by Google



Nasenformer „Zello“

Die Wirkung kann jedermann an untenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4 bis 8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello“ kann jede, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und allerhöchsten Kreisen.** Jahresumsatz nachweisbar 30 000 Stück. Preis M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.—, desgl. mit Kautschuk M. 7.—, Porto extra. Von allerersten ärztlichen Autoritäten warm empfohlen. Lassen Sie sich nicht durch nachgeahmte Inserate täuschen, meine Nasenformer wurden nie erreicht.

Einziges Spezial-Institut f. Nasenformer **Spezialist L. M. Baginski,** **BERLIN 119, Winterfeldtstr. 34.**

Schreiben Sie mir nur, was Sie an Ihrer Nase zu ändern wünschen; ist sie zu lang, zu dick, hochstehend usw.

In jedem Falle wird Ihnen mein Nasenformer „Zello“ gute Dienste leisten. Vertrauen Sie mir!

Digitized by Google



Eine bisher von dem Laien arg vernachlässigte Wissenschaft ist das

Mikroskopieren.

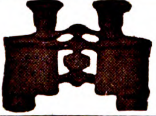
Und doch gibt es kaum ein Gebiet, das weniger Vorkenntnisse erfordert, das mit weniger Hilfsmitteln auskommt. Erforderlich ist lediglich ein gutes

Mikroskop.

Unter Angabe der Nr. **4 M** erhalten Sie:

1 Mikroskop in solider Ausführung in poliertem Holzkasten mit 3 Objektivlinsen mit 40, 60, 90 mal Vergrösserung mit Pinzette, Präparat u. Objektivträgern sowie mit ausführl. Lehrbuch für M. **10.**— franko innerh. Deutschlands.

Einfache Schülermikroskope M. 1.50, 3.50, 5.—, 7.50.
Achromatische Mikroskope 50, 100, 200 mal Vergr. M. 31.—,
do. mit Zahn und Trieb M. 36.—
Achromat. Mikroskopstativ zum Umlegen mit Zahn und Trieb 140, 270, 450 mal Vergr. M. 45.—



Sarans Feldstecher

unentbehrlich für jeden Jäger, jeden Touristen.

Diana 4	$3\frac{1}{2}$ mal Vergr.	Gesichtsf.	120 Met.	(Jagd)	M. 10.—
Lux 4	$3\frac{3}{4}$ „ „	„	120 „	(Jagd, Theater)	„ 15.—
Armeeglas 4	4 „ „	„	150 „	(Reise, Sport)	„ 17.50
Universal 4	$4\frac{1}{2}$ „ „	„	100 „	(Reise, Theater)	„ 25.—
Herkules 4	4 „ „	„	110 „	(Jagd, Theater)	„ 30.—
Effess I. 4	6 „ „	„	70 „	(Reise, Sport)	„ 35.—
Effess II. 4	8 „ „	„	55 „	(Reise, Sport)	„ 40.—

Sarans Prismenglas Lux II 6 mal erw. Objektivabst. M. 95.—
Sarans Prismenglas Lux II 8 „ „ „ M. 105.—
Sarans Prismenglas Lux I 6 „ M. 65.—, 8 mal M. 70.—, 10 mal M. 75.—

Illustrierte Preisliste **4 P** gratis.

Fritz Saran, Optische Industrie, **Berlin W. 57,** Potsdamerstrasse 66.
Halberstadt ▪ Rathenow ▪ Wien, Mariahilferstrasse 8.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Digitized by Google



Zu der Novellette „Rätsel Glück“ von E. v. Weitra. (S. 21)
Originalzeichnung von Max Vogel.

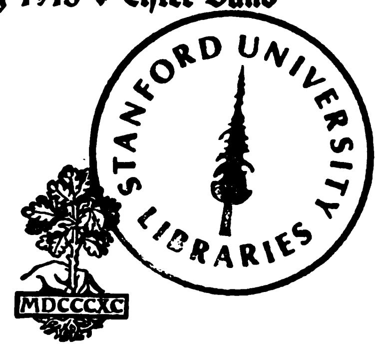
Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

◆

Jahrgang 1913 ◆ Elfter Band

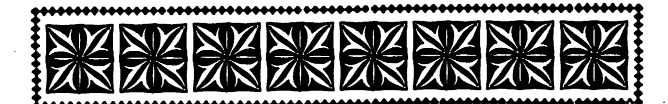


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Digitized by Google

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

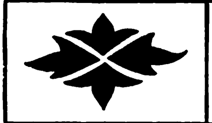


Inhalts-Verzeichnis.

Digitized by Google



Digitized by Google



Rätsel Glück.

Novellette von E. v. Weitra.

Mit Bildern von
Max Vogel.

(Nachdruck verboten.)

Zu den reizendsten Erscheinungen, die das Ballfest des Obersten v. Lötzdorf schmückten, gehörte unstreitig die junge, verwitwete Frau Konsul Weitbrecht. Ein ganzer Kometenschweif von Verehrern drängte sich um die schöne, lebenslustige Frau.

Freilich wurde das Vorteilhafte ihres Gesamtbildes noch sehr wesentlich erhöht durch ein wahres Wunderwerk echt Wiener Schneiderkunst — ein „Gedicht von Stoffen und Spitzen“, wie die Kenner zu sagen pflegen. Blaßgrauer Samt öffnete sich in zwanglosem Fall über einem herrlichen Unterkleid von echt Brüsseler Geweben, in das tausend goldene Flitterpünktchen eingestickt waren, und ein paar matte Perlenketten rafften, wie nachlässig, das kunstvolle Mieder aus altrosa Damast zusammen, das den samtweichen Schultern fast zu entgleiten schien. Über der blassen Stirn aber, mit den dunklen, verführerischen Augen darunter, wiegte sich im leicht gekräuselten Haar ein schillernder Falter aus blitzenden Diamanten.

Man erzählte sich, Frau Weitbrecht sei vor dem Fest ihrer Toilette wegen eigens dreimal nach Wien gefahren. Sie konnte sich als alleinstehende Frau dergleichen Luxus schon erlauben; gehörte sie doch zu

Digitized by Google

den bevorzugtesten Partien der kleinen Residenz, wenn böse Zungen auch behaupten wollten, Frau Weitbrecht wisse über ihre Verhältnisse hinaus ihre Verehrer über die Größe ihres Vermögens ein wenig zu täuschen und im ungewissen zu erhalten.

Jedenfalls gefielen sich aber ihre strahlenden achtundzwanzig Jahre in der stechenden Sonne des allgemeinen Neides, und ihre samtweiche Haut, die sichere Art, mit der sie sich bewegte, schienen zu beweisen, daß jener Sonnenbrand noch nicht verheerend bei ihr gewirkt.

Oberleutnant v. Weltzien wich nicht von ihrer Seite. Seine hohe, schmale Gestalt mit der etwas lässig nach vorn geneigten Haltung schien von fiebernder Beweglichkeit, und die leicht zusammenstoßenden Brauen über den tiefliegenden Augenhöhlen wuchsen immer dichter und dunkler ineinander.

Im Regiment gab es sehr geteilte Meinungen über den jungen Weltzien. Manche hielten ihn für genial, manche für verrückt. Er war jedenfalls ein „Ungewöhnlicher", sozusagen das weiße Huhn auf dem Hühnerhof. Stundenlang konnte er wortkarg im Kasino sitzen und tiefsinnig vor sich hinstarren; tagelang schloß er sich abends in seine Bude ein, ließ sich vor niemand sehen, und man sagte, er „lerne". Wenn man ihn aber am meisten vertieft glaubte, ging er plötzlich eine ganze Woche lang tagtäglich in Gesellschaft, war der erste auf dem Parkett, der letzte beim Heimgehen und tanzte mit einer fiebernden Leidenschaft.

„Der Weltzien kommt noch auf einen Ministersessel oder ins Narrenhaus," pflegte der Regimentsadjutant öfters zu sagen — und augenblicklich war man geneigt, entschieden das letztere von ihm anzunehmen. Denn es war ja geradezu ein Wahnsinn,

Digitized by Google

der schönen Frau Weitbrecht so andauernd den Hof zu machen. Sah er denn nicht, daß sie ihn zum Narren hielt, daß er nur einer von den vielen war, deren Galanterien sie im Augenblick berauschten, ohne daß ihre unschlüssige Seele bei ihm den Anker fand, den sehnsüchtig zu suchen sie sich tausendmal selbst vorspiegelte, während in Wahrheit ihre oberflächliche Seele sich doch am wohlsten fühlte in der gefeierten, sternenumglänzten Freiheit?

Nein — sie wollte die Freiheit der Wahl, das wahre Glück zu finden, noch nicht so rasch aus der Hand geben. Sie wollte sehnen und lieben, lieben und sehnen, wollte Gefühle empfinden und Gefühle wecken, wollte ihre Nerven kitzeln mit der süßen Möglichkeit, es könne einmal einer kommen, dem sie alles zum Opfer bringen würde, und doch zum Schluß ruhiges Blut behalten und Kopf und Verstand oben, um nur in eine Heirat zu willigen, die ihren Ehrgeiz befriedigte, die es lohnte, Geld und Herz hinzugeben.

Da hatte nun freilich der arme Weltzien recht geringe Aussichten. Und doch war irgend etwas in seinem Wesen und seiner Art, das jedesmal ihr Herz rascher und unruhiger schlagen ließ, sobald sie ihn sah — lauter als bei den hundert anderen Kavalieren, die schon vergeblich schmachtend in ihren Salonen gesessen.

Sie freute sich auf Weltzien, auf jede Stunde, jede Minute, die er an ihrem Teetisch oder im Ballsaal neben ihr verbrachte. Und doch fürchtete sie ihn auch, seine tyrannische Art, seine nervöse Stimmung, die jeder kleinen Eifersuchtsregung bei ihm folgte. Sie fürchtete sich vor dem heißen Näherrücken seiner Leidenschaft, erschrak bei jeder kleinen Gunst, die sie ihm einräumte, und gab doch mit jedem Tage mehr, als sie selbst wollte und glaubte.


Digitized by Google

Nur heute war sie nicht bei Laune — heute nicht. Sie war seines heißen, gefährlichen Drängens wirklich müde. War sie nicht noch frei? Ja — gewiß! Sie



wollte es ihm zeigen, sie wollte die Grenze wieder deutlich und klar ziehen, die er nun schon mehrmals in heißem Ungestüm hatte überspringen wollen. Frau Leutnant v. Weltzien werden — heute, morgen, übermorgen, da müßte sie doch eine Törin, eine Närrin

Digitized by Google

sein! Ihre Augen blitzten über den weißen, weichen Federfächer hinweg den jungen Prinzen Reppin an, der sich ihr gerade vorstellen ließ.

Der Prinz — einige Wochen in diese Stadt verschlagen — war angenehm überrascht, fern von Berlin so viel Eleganz und Geschmack zu finden. Die Unterhaltung mit Frau Carlotta Weitbrecht wurde sehr angeregt.

Leutnant v. Weltzien kam, sie zur Française zu holen. In seiner lässigen Art, die doch immer etwas Zwingendes hatte, verneigte er sich und zog ohne weiteres ihren weißbehandschuhten Arm durch den seinen.

„Finden Sie den Reppin nett?“ fragte er beiläufig. „Er ist ein Schaf.“

Sie ärgerte sich über seine Anmaßung.

„Ja,“ sagte sie, „er ist sehr nett. Ich habe ihm soeben den Tischwalzer versprochen.“

Er sah sie prüfend an. „Laune oder Geschmack?“ fragte er scharf.

„Überzeugter Geschmack,“ entgegnete sie.

„Ich gratuliere.“ Kurz und scharf kam das heraus. Dann fuhr er nach einer Weile halblaut fort: „Bitte, gnädige Frau, tanzen Sie den Tischwalzer nicht mit ihm.“

„Wieso? Sie sind unbescheiden!“

„Sagen Sie, Sie tanzten den Tischwalzer mit Leutnant v. Weltzien.“

„Sie haben doch schon den Kotillon!“

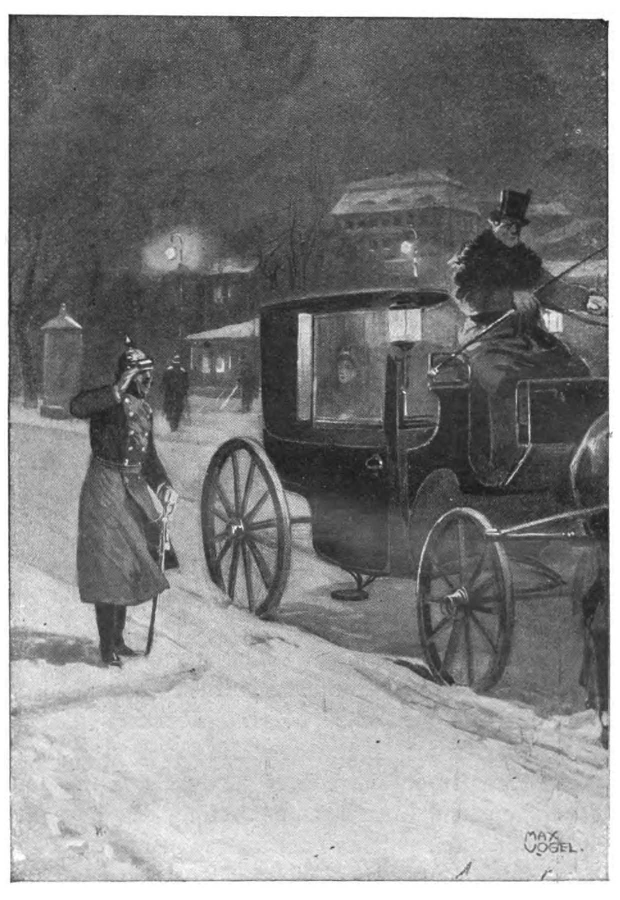
„Tut das etwas zur Sache?“

„Ja. Sie kompromittieren mich.“

„Ich — Sie?“

„Ja. Durch die närrische Art Ihrer Leidenschaft, mit der Sie mich verfolgen.“

Digitized by Google



„Und da werde ich mein Orakel hören? Werde ich?“

Sie nickte stumm. Eine unklare Furcht hielt sie umspannt.

Da glitt er leicht aus dem Wagen. Sie sah durch die angelaufenen Scheiben hindurch noch seine schlanke Gestalt am Wegrande stehen — die Hand am Helm.

Digitized by Google

Dann entschwand sein Bild in der Dunkelheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Abend schritt Frau Carlotta unruhig auf den weichen, dunklen Perserteppichen ihrer Wohnung hin und her. Sie trug ein mattfarbenes Teekleid aus leicht gekreppter Seide mit weißen, weiten Ärmeln. Glitzerndes Goldband durchzog ihr Haar. Ein glatter, goldener Reif von seltener Schönheit umschloß die leuchtende Rundung ihres Arms.

Wohl zum hundertsten Male an diesem Nachmittag umflatterten Frau Weitbrechts Gedanken die jugendliche Gestalt ihres Helden. Sie hatte ihn lieb — wahrhaftig. Die unverbrauchte Kraft dieses leidenschaftlichen Menschen, der an Geist ein Mann und an Herz ein Kind zu sein schien, riß sie zuweilen unwiderstehlich hin. Aber es stand dem so vieles gegenüber. Wohl galt der junge Offizier für begabt — vielleicht führte er sie auf die Höhen des Lebens. Vielleicht erbte er aber auch die schwache Gesundheit seiner jung verstorbenen Mutter, mußte frühzeitig den Dienst aufgeben oder sich mit kleinen, bescheidenen Garnisonen begnügen. Dann hieß es von Ort zu Ort herumziehen mit einem Mann, der nichts vorstellte und nichts war, für den sie nur mühevoll zu sorgen hatte.

War Weltzien nicht auch arm? Sein Vater besaß ein kleines, stark belastetes Gut und vier unversorgte Töchter. Weltzien brachte nichts mit in die Ehe — nichts als die eigene Persönlichkeit. Genügte ihr das?

Gerade, als sie bei recht kritischen Gedanken angekommen war, schellte es. Ein rasches, aufschreiendes Klingeln — wie eine heiße, sehnsuchtsbange Frage.

In der nächsten Minute stand der junge Offizier in seiner schlichten, dunklen Uniform vor ihr im Zimmer. Sein charaktervolles Gesicht sah starr und ernst aus —

Digitized by Google

ein seltsamer Kontrast zu den dunklen, feurigen Rosen, die er in loser Papierhülle in den Fingern trug.

Nun war er neben ihrem Sessel und küßte leidenschaftlich wie gestern ihre Hände. Stumm schüttete er die Rosen in ihren Schoß — mit einer leisen, weichen, wortlosen Bewegung, wie jemand, der sagen will: So möchte ich immer geben — so überzeugt, so aus dem vollen heraus.

Die Bewegung ergriff sie. Er hatte zuweilen eine ganz eigene Art. Dann kamen keine schmeichelnden Worte über seine Lippen — nur die Augen, nur sein ganzes Wesen wirkte wie eine einzige, große Liebkosung.

Da strömte etwas Rätselhaftes über sie hin: das Bedürfnis, diese geheimnisvolle Stunde auszukosten, der ungestüme Rausch, sein liebes, leidenschaftheißes Gesicht zwischen beide Hände zu nehmen und zu küssen.

Und wie sie so dalag, den Kopf in das Polster zurückgedrückt — mit dem Ausdruck der Hingabe in allen Zügen ihres Gesichts und ihres Wesens, da hielt es den Mann nicht länger. Den Arm um ihre Schultern legend, riß er sie an sich, heiße, wortlose Küsse bedeckten ihr Gesicht.

Eine Weile ließ sie es geschehen. Wie in einem Traum lag sie, wie in einem süßen Rausch — mit halbgeschlossenen Lidern und bang geöffneten Lippen. „Nicht mehr erwachen müssen!“ dachte sie.

Aber da schlug die Uhr — Worte drangen an ihr Ohr.

„Warum hast du mich so lange darben lassen — du — du —“ und er umklammerte ihre fieberheißen Hände.

Da riß sie sich los. Eine dumpfe Angst überflutete sie. „Nicht so, Roderich — nein, nein — ich bitte Sie — lassen Sie mich! — Lassen Sie mich doch!“

Er verstand sie nicht. Wieder versuchte er sanft, sie an sich zu ziehen.

Digitized by Google

Aber diesmal entglitt sie ihm. Das feine Taschentuch zerpreßte sie zitternd in ihren nervösen Händen.

„Nein, Roderich — nein. Es steht allzuviel zwischen Ihnen und mir — allzuviel!"

Er begriff noch immer nicht. Die Ruhe sieghaften Glückes lag über ihm. „Was könnte noch zwischen uns stehen — jetzt, nachdem unsere Lippen sich geküßt, nachdem du mein bist?"

Fast im Triumph sagte er's.

Da sah sie ihn fast zornig an. Sie wehrte ihm mit beiden Händen. „Was zwischen uns steht? Ach — tausenderlei! Deine unfertige Jugend! Deine unklare Zukunft! — Wollen Sie mich mitschleppen in irgend eine kleine Garnison, in lichtlose Gegenden — mich, die ich nur in Schönheit und Luxus zu atmen vermag? — Wie denken Sie sich das? Wenn Sie verschlagen würden ins einsame Ostpreußen oder an die Grenze Lothringens — würden Sie um meinetwillen nein sagen können?"

Er betrachtete sie staunend. „Nein," sagte er hart. „Wohin mein König mich ruft, dahin gehe ich. Etwas anderes kennen wir Welßiens nicht."

Sie sank zurück in ihren Sessel. „Sie können sich's nicht vorstellen, Roderich," sagte sie leise und hastig. „Eine Frau wie ich, die immer in der Freiheit des Reichtums gelebt — ich weiß ja, ich weiß, Sie würden etwas verlangen von Ihrer Frau. Ihre Liebe würde mich tyrannisieren. Oder — würden Sie drei Viertel des Jahres auf meine Nähe verzichten können, wenn ich fern von Ihnen lebte — an der Riviera etwa oder sonst, wo es mir gefällt? Würden Sie sich das vorstellen können?"

Seine Augenbrauen wuchsen ineinander. Er tat

Digitized by Google

einen tiefen, wunderlichen Atemzug — fast wie ein ironisches Lachen klang's.

„Nein, Frau Carlotta. Eine Frau, die drei Vierteljahre von mir getrennt lebte — nein — allerdings — —"

„Sehen Sie," klagte sie. „Ich wußte es ja. Sie sind nicht anders als andere Männer auch. Sie verlangen etwas von Ihrer Frau — sehr viel sogar. Müßte ich nicht alles für Sie opfern?"

Er sah ihr nicht mehr ins Gesicht. Kerzengerade stand er. Seine hohe Gestalt hob sich dunkel von dem hellen Ofen mit dem glühenden Kaminfeuer ab.

„Ja," sagte er leise. „Ich würde allerdings etwas von meiner Frau fordern — Großes, Kostbares, Unerhörtes — —"

Seine Gestalt bebte.

Dann sagte er leise und rasch, mit tiefem, hörbarem Atemzug: „Meine Frau müßte mich sehr lieb haben."

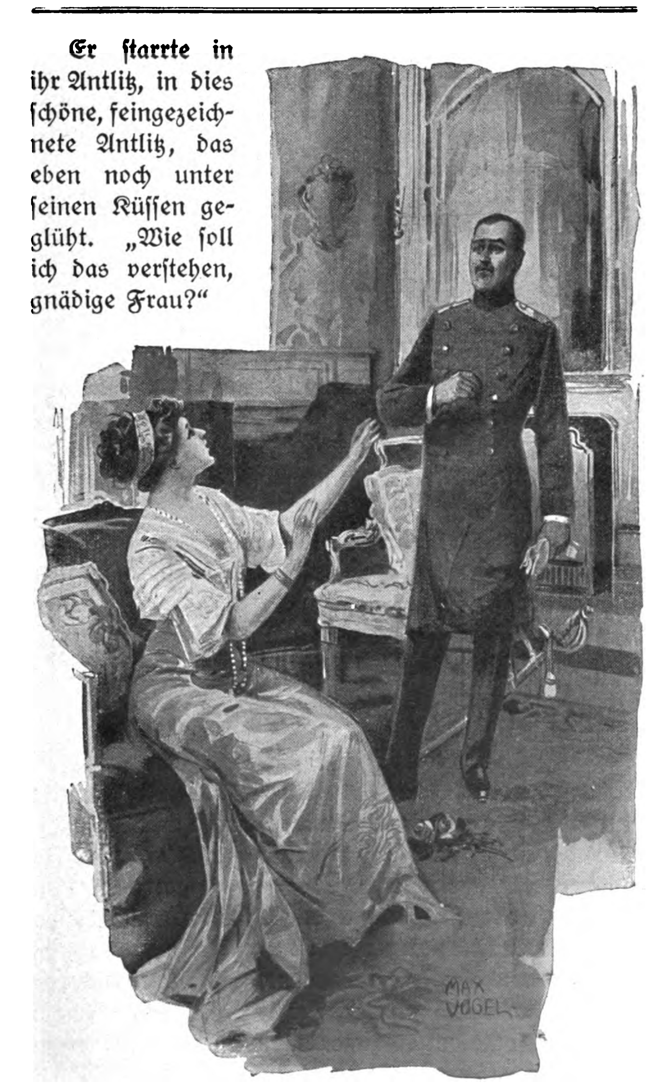
Die Art, wie er das sagte — ein Ton, in dem Sehnsucht und Erschütterung nachzubeben schienen — ergriff sie. Mit den Augen maß sie stumm seine schlanke Gestalt.

Aber dann sah sie sich wieder an den weltfernen Grenzen aller Kultur mit einem leidenden, von Streben und Schaffen ermüdeten Mann, abgeschnitten von allen Möglichkeiten ihres jetzt so sorglosen und verwöhnten Daseins. Und Verstand und Ehrgeiz, die Liebe zu Luxus und Glanz gewannen wiederum die Oberhand über die flüsternde Stimme ihres Herzens.

„Glauben Sie mir, Roderich," sagte sie fest und überzeugt, „es wäre eine Torheit — für Sie und für mich. Ich würde Entsagungen, Sie Verpflichtungen auf sich nehmen, denen wir beide vielleicht nicht gewachsen wären. Lassen Sie uns vernünftig sein, Weltzien."

Digitized by Google

Er starrte in ihr Antlitz, in dies schöne, feingezeichnete Antlitz, das eben noch unter seinen Küssen geglüht. „Wie soll ich das verstehen, gnädige Frau?“



Digitized by Google

„Nicht heute, lieber Freund, nicht jetzt! Lassen Sie uns ruhiger werden. Lassen Sie mich die Schwere dieses Schrittes bedenken. In drei Tagen schreibe ich Ihnen. In drei Tagen sage ich Ihnen, wie die Entscheidung meines Herzens lautet.“

Seine Hände krampften sich ineinander. Dann griffen sie mechanisch nach den weißen Handschuhen, die neben ihm auf dem Sessel lagen. „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er heiser. „Ich —“

Sie fiel ihm ins Wort. „Sagen Sie nichts mehr. Zerstören Sie nicht die Schönheit dieser Stunde.“ Sie streckte angstvoll, wie abwehrend, die Hände aus. „In drei Tagen sollen Sie alles wissen — alles, was mein Herz bewegt.“

Da berührten seine Lippen noch einmal ihre Hand — kalt, förmlich, feierlich.

Die roten Rosen waren von ihrem Schoß geglitten und lagen auf der Erde. Er hob sie nicht auf. Über sie hinwegschreitend, ging er zur Tür.

Leise schlossen sich die weißgemalten, goldverzierten Holzflügel hinter der dunklen Gestalt.

Die Kameraden waren in diesen Tagen noch mehr davon überzeugt, daß Weltziens Genialität eigentlich nur aus einer gewissen Verrücktheit bestand. In der Turnstunde ließ er die Leute die unglaublichsten Dinge machen und schrie sie an in einem so gereizten Ton, daß selbst der alte Feldwebel heimlich zu knurren begann. Im Kasino hatte er fast immer Streit, und dazu sah er müde und abgespannt aus und blaß wie eine Leiche.

„Der Weltzien bekommt die Schwindsucht oder den Rappel,“ sagte der Regimentsadjutant. Aber diesmal war etwas wie Mitleid in seiner Stimme. —

Digitized by Google

Nach drei Tagen hielt Roderich v. Weltzien den Brief der Geliebten in Händen. Mattlila war er und strömte ein feines, teures Parfüm aus, jenes Parfüm, das ihn zuerst berauscht hatte auf dem Ball beim Bezirkskommandeur.

„Sie werden es später begreifen, lieber Freund, warum ich Ihnen nicht angehören kann. Lassen Sie uns einander das weiter sein, was wir uns waren. Lassen Sie uns den Reiz der Stunden auskosten in jener Art, wie er für uns Höhenmenschen einzig geschaffen ist."

Ein kaltes Lächeln ging über Weltziens Gesicht. Dann nahm er schweigend den Brief wieder auf und zerriß ihn ganz langsam in kleine, winzige Stückchen.

Seine Liebe für Carlotta Weitbrecht war ausgelöscht. Nach schwerem Rausch machte seine Seele sich endlich frei.

* * *

Achtzehn Jahre waren seitdem vergangen — ein Zeitraum, der nicht spurlos vorübergehen kann. Und doch gibt es zuweilen Verhältnisse und Menschen, bei denen die Weltenuhr gewissermaßen stillzustehen scheint.

So bei Carlotta Weitbrecht. Sie war noch immer eine schöne Frau, obwohl der Glanz ihrer Jugend gewichen war und sie hie und da schon zu künstlichen Toilettenmitteln greifen mußte. Sie fuhr vor großen Festen noch immer nach Wien, um ihre Toiletten dort anzuprobieren, nur daß der alte Wiener Schneidermeister einer jüngeren, aufstrebenden Kraft gewichen war, und daß sie tiefe, satte Farben trug, weil die zarten Töne sie nicht mehr kleideten.

Und noch immer war ihre Seele unschlüssig, wohin

Digitized by Google

sie sich wenden sollte, und noch immer suchte sie nach dem „glänzenden Mann“, der sie auf die höchsten Höhen des Lebens führen sollte, wo es ungetrübten Sonnenglanz gab und die Befriedigungen, nach denen sie rastlos dürstete.

An Weltzien dachte sie immer noch zuweilen — mit einem weichen Lächeln, wie man eines schönen, angenehmen Traumes gedenkt, den man gern geträumt hat — zuweilen aber auch mit einem jähen, tiefen Heimwehgefühl, das sie mitunter in den einsamen Sommertagen ihres Lebens beschlich.

Nie wieder hatte sie von ihm gehört. Er hatte damals die Stadt sehr bald verlassen. Dann las sie einmal von der Versetzung eines Weltzien in den Großen Generalstab. Aber es gab so viele seines Namens in der Armee, so daß sie mit Sicherheit nie etwas über ihn in Erfahrung zu bringen vermochte.

So verging die Zeit.

Das Infanterieregiment Graf von Flandern feierte sein vierhundertjähriges Bestehen. Die Veteranen der großen Kriege und alte Kameraden aus früherer Zeit waren geladen worden, eine beträchtliche Zahl von Persönlichkeiten, aus denen inzwischen draußen in der großen Welt etwas Tüchtiges geworden war.

Zu den erwarteten Ehrengästen des Regiments gehörte auch der frühere Generalstabschef in M., jetzige General Georg Roderich v. Weltzien, der in seiner Leutnantszeit dem Regimentsverband angehört hatte. Und plötzlich war der Name Weltzien in aller Munde. Der Kriegsminister Freiherr v. Gilgenheim war vor wenigen Tagen gestorben, und als seinen mutmaßlichen Nachfolger bezeichneten die Zeitungen den von dem regierenden Herrn schon vielfach ausgezeichneten General Weltzien.

Digitized by Google

So wurde denn das Stiftungsfest des Regiments und der darauffolgende Ball beim Regimentskommandeur zugleich zu einem Huldigungsfest für den „kommenden Mann“.

Frau Carlotta Weitbrecht schmückte sich zu diesem Fest mit ganz eigenen Gedanken und Gefühlen und mit einer ganz eigenen, etwas aufgeregten Sorgfalt. Wunderlich — heute war es gerade der Tag, an dem sie einst ihre erste, jugendliche Ehe einging. Und an diesem Tage würde sie den Jugendfreund wiedersehen, der so seltsam rasch in der großen Welt emporgestiegen war!

Lange, lange wählte sie unter ihren Toiletten und legte schließlich das funkelnde Diamantenkollier um, für das sie einst ein Fünftel ihres Vermögens geopfert hatte. Die leuchtenden Steine verdeckten ein paar häßliche kleine Fältchen ihres einst so wundervollen Halses.

Und nun stand sie inmitten der wogenden, geschmückten, erwartungsvollen Menge, unter dem großen, strahlenden Kronleuchter des Kasinos. Der Bezirkskommandeur, Oberstleutnant z. D. Tiefenbach, der mit Weltzien zusammen die Kriegsakademie besucht, mußte eben zum neunundneunzigsten Male von dieser Bekanntschaft berichten.

Und nun öffnete der Diener beide Flügeltüren, der Hausherr eilte einer Dame entgegen, deren schlanke Erscheinung im schlichten, weißen Seidenkleide soeben fast lautlos über die Schwelle glitt. Oberst v. Grumbach küßte ihr mit tiefer Ehrfurcht die Hand und geleitete sie, wie man eine Königin geleitet*).

„Frau v. Weltzien,“ sagten die Leute.

*) Siehe das Titelbild.


Digitized by Google

Mit weit geöffnetem Blick umfaßte Frau Carlotta die fremde Erscheinung. Diese Frau war weder schön noch glänzend. Einfach und schlicht war ihre Toilette. Die Anmut ihrer Bewegungen und die Liebenswürdigkeit des Ausdrucks bildeten vielleicht ihre einzigen Reize.

Welßiens Frau!

Und hinter dieser blonden, schmächtigen Dame, die am Arm des Obersten grüßend die Reihen der Gäste durchschritt, ging der erwartete Stern des Abends, ging der Mann, den Carlotta Weitbrecht so lange Jahre nicht gesehen hatte!

Roderich v. Welßien sah nahezu unverändert aus. Wäre der Ordensstern auf seiner Uniform nicht gewesen, Carlotta Weitbrecht hätte meinen können, der junge Oberleutnant von ehedem käme da wieder über die Schwelle des Ballsaals geschritten. Die schlanke, sehnige Gestalt, das fast bartlose Gesicht, das kurzgeschorene Haupthaar ließen ihn immer noch jung erscheinen. Auch in jeder Bewegung schien er der alte geblieben — in dieser lässigen, beweglichen Art zu schreiten, zu sprechen, sich zu verneigen — diese Art, die eigentlich etwas ganz Unmilitärisches zu haben schien und doch eben gerade die freie, individuelle Beweglichkeit des genialen Menschen verriet.

Nun stand er, den Helm in der Hand, neben der schmalen, blonden Frau — mitten unter dem Kronleuchter standen die beiden. Frau v. Welßien bog sich einen Augenblick zu ihm zurück, flüsterte ihm etwas zu und lächelte. Nun lächelte auch er. Dabei nahm er mit der weißbehandschuhten Rechten einen kleinen, dunklen Seidenfaden von der weißen Blume auf ihrer Schulter — mit der sorglich andächtigen Vertraulichkeit eines Menschen, der sich einer großen Liebe immer und überall bewußt ist. Und gleich darauf schob er

Digitized by Google

mit der Hand ein silbernes Teebrett zurück, mit dem ein hastiger Lakai fast gegen Frau v. Welzliens Schulter gerannt wäre.

Carlotta kannte diese Bewegung, dieselbe männlich herrische, ritterlich galante Art, mit der er schon vor Jahren jede Unannehmlichkeit, jede Gefahr von dem Gegenstand seiner Verehrung fernzuhalten pflegte.

Und plötzlich schloß Carlotta Weitbrecht die Augen. Sie konnte die beiden nicht mehr ansehen. Ein Gefühl des Neides kroch in ihrer Seele empor, eine Empfindung bettelhafter Armut gegenüber diesem Manne, der allen Lebensreichtum in seinen Händen hielt.

Roderich Welzlien! Liebte sie ihn noch?

Eine Stimme dicht neben ihr schreckte sie auf. Oberst v. Grumbach stellte ihr den hohen Gast seines Hauses vor.

Welzlien verneigte sich. Achtlos ging sein Auge über Frau Carlotta hin. Wie vielen Menschengesichtern war er heute nicht schon begegnet! Wie viele versuchten noch, seine Bekanntschaft zu machen! Was kümmerten ihn da die funkelnden Brillanten am Halse einer alternden Frau!

Frau Carlotta erstarrte unter diesem Blick. War sie wirklich so alt geworden? War seine Seele so weltenweit von ihr entfernt, daß er die Geliebte seiner Jugend nicht mehr kannte?

Beide Hände streckte sie plötzlich aus, als ob sie etwas festhalten müsse — etwas, das herrlich, köstlich, unwiederbringlich war.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Herr v. Welzlien?“ bebte es von ihren Lippen.

Da sah er auf. Seine Augen, scharf und tief wie damals, tauchten in die ihren. Wie ein flüchtiges Besinnen ging es durch ihn hin.

Digitized by Google

„Ah — ganz richtig, gnädige Frau! Ich hatte vor Jahren das Vergnügen —“

Auf der Galerie setzten die Geigen ein, schmeichelnd, lockend, der erste Walzer begann.



„Ja,“ sagte Frau Carlotta leise, „es ist eine lange, lange Zeit.“ Sie hatte dabei die Empfindung, als müsse Weltzien nun den Arm um sie legen und sie wieder hineinziehen in den wogenden, wiegenden Walzer — so wie damals.

Aber da nahm eine Menschenwelle ihn schon wieder

Digitized by Google

von ihrer Seite hinweg — es gab ja so viele, die noch ein Wort von ihm erhaschen wollten.

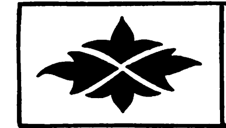
Und Carlotta Weitbrecht stand plötzlich wieder allein — fremd und allein inmitten der plaudernden, flirtenden Menge.

Da hörte sie dicht hinter sich ein Lachen — silbern und hell. Wie lauter läutende Glöckchen des Glücks klang es.

Es war das Lachen der jungen Frau v. Welßien, die eben von ihren drei blonden Kindern erzählte.



Digitized by Google

Die Apachen.

Ein Pariser Roman von Fritz Levon.

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Wo die Seine stromabwärts Paris verläßt, liegt am rechten Ufer eine Gruppe alter Häuser, die zwar noch zu dem Weichbilde der Stadt gehören, aber dennoch den Eindruck Ausgestoßener machen, denn der Villenkranz hat dort bereits sein Ende erreicht, und die schmucken Vororte sind noch eine gute Strecke entfernt.

Eines dieser Häuser ist so dicht an den Fluß gebaut, daß seine morsche Galerie über das Wasser hinausragt und an stürmischen Tagen die Wellen bis zu dem farblosen Holzwerk hinaufspritzen.

Es führt dort auch eine Treppe zum Fluß hinab, aber die kleinen Dampfschiffe legen niemals an, Boote vielleicht dann und wann in dunklen Nächten.

Die Gegend ist arg verrufen.

Vor Jahren hat die Polizei aus diesem Hause eine Falschmünzerbande geholt, dann etwas später ein Anarchistennest ausgehoben. Seitdem ist ihre Aufmerksamkeit nicht mehr so rege, denn wo große Dinge geschehen sind, die den Zeitungen Nahrung geben, da bleibt es immer auf eine Weile ruhig.

Man weiß natürlich, daß dort lichtscheues Gesindel zur Miete wohnt, aber Gesindel gibt es überall, und es ist immer noch besser, wenn die Apachen ein Dach

Digitized by Google

über dem Kopf haben als Torbogen und Hecken und verlassene Baubuden.

Jean Lecocq und Käthe hatten ein Zimmer nebst Küche in dem betreffenden Hause inne. Wenn sie Licht und Luft haben wollten, so konnten sie ihren Kaffee auf der Galerie einnehmen, aber bei ihnen war Schmalhans Küchenmeister geworden, und die Luft ging rauh über den Fluß, denn Paris seufzte unter einem so unfreundlichen Spätherbst, wie man ihn seit Jahren nicht erlebt hatte.

Sie waren beim Maire gewesen und hatten sich zusammenschreiben lassen — o ja, sie waren Mann und Frau, denn Käthe hatte darauf bestanden. Sie sah freilich vor Augen, wie es später kommen werde, aber sie konnte nun einmal nicht von Jean ablassen. Er war wie ein Dämon in ihr Leben getreten und hatte sie wenigstens bis heute immer gut behandelt.

Das heißt er schlug sie nicht, und er arbeitete auch hie und da.

Wir kennen sie ja, jene Leute mit der Jockeimütze im Nacken und der festgeklebten Stirnlocke, die sich an den Bahnhöfen herumdrücken, um einen Koffer an die Droschke zu tragen, oder die zwischen den Tischen der Boulevardcafés zweifelhafte Photographien ausbieten. Sie betteln nicht gerade, aber sie lassen sich jeden Gelegenheitsdienst dreifach bezahlen, und wer sich mit ihnen abgibt, der spürt es oft genug an Leib und Leben.

In der Hauptsache aber vertröstete Jean Lecocq sich und seine junge Frau auf die nahe Zukunft. Er hatte ihr niemals volle Klarheit über seine Vergangenheit gegeben, und es dünkte ihn auch nicht notwendig, seine Beziehungen zu Renard aufzudecken. Aber der Name dieses Mannes tauchte immer häufiger in seinen

Digitized by Google

Reden auf, und jedesmal war er von den Strahlen eines flimmernden Goldhaufens umgeben.

So auch heute, obwohl an diesem grauen Morgen die Phantasie flügellahm wurde und die Wirklichkeit ihr häßliches Antlitz schonungslos enthüllte.

Jean war damit beschäftigt, zum ersten Male den kleinen Kanonenofen zu heizen, der die Hauptzierde des dürftigen Zimmerchens ausmachte. Es hatte sich nicht gut länger hinausschieben lassen, denn der Nebel strich über den Fluß, und die nach der Galerie führende Tür hing nur lose in den Angeln. Von dorther hatte er sich auch das Brennmaterial geholt. Ein Stück der Brüstung war schon lange morsch gewesen und drohte ins Wasser hinabzufallen. Nun zerkleinerte Jean es mit seinem Handbeil und sagte zu Käthe: „Eine Woche lang kann das Gerümpel allenfalls vorhalten, dann zünden wir am besten die ganze Bude an. Kannst du mir vielleicht verraten, was es heute mittag zu essen gibt?“

„Nichts,“ entgegnete sie. „Ich habe gestern den letzten Sou ausgegeben.“

Er blickte sich mürrisch um. „Zum Versetzen wird auch nicht viel da sein?“

„Höchstens den besseren Anzug und mein Tanzkleid — du weißt ja.“

„Das auf keinen Fall. Heute abend ist Ball auf dem Montmartre. Wir werden natürlich hingehen, das versteht sich von selbst.“

Er meinte das Tanzlokal, in dem die beiden sich kennen gelernt hatten. Es war auf demselben Platze erbaut, wo früher die alten historischen Mühlen standen.

Käthe seufzte. „Mir ist wahrhaftig nicht ums Tanzen. Und wo willst du denn das Geld hernehmen?“

„Dort haben wir Kredit,“ tröstete er. „Zum Teufel auch, Jules Renard muß doch nächstens eintreffen.“

Digitized by Google

Die junge Frau war aufgestanden und neben den Ofen getreten. Sie hielt ihre erstarrten Hände über das auflodernde Feuer und fragte halblaut: „Also der soll uns Geld bringen, Jean? Wie hängt denn das zusammen?“

„Das geht dich nichts an, Kind.“

„So redest du immer — aber ich will es wissen. Hat er vielleicht einen totgeschlagen?“

„Wie kommst du denn auf so etwas, Käthe?“

„Ich glaube, wenn die Gelegenheit da ist, tut ihr es alle,“ murmelte sie. „Mein Gott, wie mich friert!“

Jean suchte in seiner Westentasche und brachte endlich ein Fünfzigcentimesstück zum Vorschein. „Das kommt vom leeren Magen. Sieh, das ist mein Letztes, ich wollte mir eigentlich Tabak dafür kaufen, aber Brot ist wohl nötiger. Geh und hol welches, dann kommen dir andere Gedanken.“

Wortlos nahm sie das Geld und verließ die Stube, während Jean noch eine Weile vor dem Ofen stehen blieb. Dann trat er auf die Galerie hinaus und sah über den Fluß.

Der Nebel war so dicht, daß die vorüberfahrenden Dampfschiffe wie Schatten dahinhuschten. Ganz Paris war ein Dunstmeer, nur die mächtigen Konturen des Eiffelturms drohten gespensterhaft herüber.

„Am besten wär's, man stiege da hinauf,“ murmelte der Mann. „Das müßte eine lustige Fahrt werden — von oben herunter, mitten zwischen die Eisenträger hinein. Aber es kostet zwei Franken. Die Geschichte wäre zu teuer. — Holla, Käthe, hast du was vergessen?“

Die schwankenden Bretter, auf denen er stand, hatten geknarrt. Er drehte sich um und wäre fast rückwärts durch das Loch der Galerie in den Fluß gestürzt, denn

Digitized by Google

der, den er täglich erwartete, stand zwar vor ihm, aber sein Anblick wirkte erschreckend.

Jules Renard sah aus wie eine Leiche. Blaß war er immer gewesen, aber jetzt fehlte jeder Blutstropfen in seinem Gesicht, und die schwarzen Augen lagen tief unter den buschigen Brauen.

Er sprach mit heiserer Stimme: „Guten Tag, Jean — sind wir allein?"

„Den Teufel auch," entgegnete der andere, „ich wollte fast, wir wären es nicht — man könnte sich ja vor dir fürchten, wie du so dastehst. Seit wann bist du zurück?"

„Seit vorgestern."

„Und kommst erst heute?"

Renard hatte sich abgewendet und war in die Stube zurückgetreten. Dort rückte er einen Stuhl an den Ofen und wärmte sich die Hände. „Ich konnte deine Wohnung nicht früher ausfindig machen, Jean."

„Das lügst du! Madame Vernot weiß sie besser als die Polizei. Vermutlich bist du doch wieder im ‚Kaninchen' untergekrochen?"

„Ja, die Stube stand noch leer, und es war so am bequemsten. Aber man muß sich die Hintertür offenhalten, und wenn du wirklich meinst, daß die Polizei hier nicht herumspioniert, so möchte ich dich am liebsten für ein paar Tage um Gastfreundschaft bitten. Ich nehme mit einem Strohlager in der Küche fürlieb, das ist immer noch besser als so 'ne verwünschte Gefängnispritsche."

Die beiden Männer wechselten einen raschen Blick.

Dann dämpfte Jean unwillkürlich die Stimme. „Ist die Sache schief gegangen, Charles?"

„Aber gründlich. Die ganze mühsame Arbeit ist

Digitized by Google

umsonst, und das alles wegen eines alten Esels, der zur Unzeit einen moralischen Anfall kriegte."

„Das ist sehr ärgerlich," sagte der andere mürrisch, „denn mir selbst steht das Wasser bis an die Kehle, und ich hatte ganz sicher auf einen tüchtigen Batzen Geld gehofft. Aber abgesehen davon begreife ich nicht deine Angst vor der Polizei, denn die wird sich den Teufel darum kümmern, ob den deutschen Professoren eine Nase gedreht wird oder nicht — das ist doch nicht so, als wenn man Banknoten fälscht oder seinem lieben Nächsten den Schädel einschlägt."

Er sagte das halb gedankenlos und noch immer im Groll über die fehlgeschlagene Hoffnung, aber als dann sein Blick auf Renard fiel, stutzte er.

„Du siehst wirklich aus," sagte er, „als ob es sich um mehr handelt als um ein paar Bogen Papier. Ist dir im Ernst daran gelegen, auf einige Zeit zu verschwinden?"

„Im Ernst, Jean."

„Na, hier könntest du das allenfalls. Diese alte Bude hat ihre Geschichte; aber es ist Gras darüber gewachsen, und die Polizei läßt uns so ziemlich ungeschoren. Im Notfall kann man auch über die Galerie in den Fluß, denn unten an der Treppe liegt immer ein Boot mit Ruder und Zubehör. Aber umsonst tue ich es nicht, ich habe Arbeit genug gehabt, um dir die Sache möglich zu machen."

Charles Renard griff in die Tasche. „Hier sind fünfzig Franken. Mehr kann ich nicht entbehren, aber es ist auch genug für eine Schütte Stroh in der kalten Küche. Deine Frau wird hoffentlich nichts dagegen haben, daß ich mich bei euch einlogiere. In einer jungen Ehe ist jeder Zuschuß willkommen."

Der Versuch, einen spöttischen Ton anzuschlagen,

Digitized by Google

mißlang. Lecocq schob beide Fäuste in die Taschen und stellte sich breitbeinig vor seinen Genossen. „Ich will dir einen Rat geben, Charles," sagte er finster. „Je weniger du mich daran erinnerst, daß ich gegen die Käthe schlecht gehandelt habe, desto besser wird es für dich sein, denn du selbst trägst die Schuld an dieser ganzen Geschichte. Gut aufgehoben ist sie nicht bei mir, und vielleicht endet sie eines Tages da unten in der Seine wie so viele. Aber wenn du ihr armseliges Dasein mit einem einzigen Wort antastest, dann werfe ich dich selbst ins Wasser wie eine junge Katze. — Nun weißt du, Kamerad, wie wir beide miteinander stehen. In unseren Kreisen pflegt man sich nicht viel mit Worten aufzuhalten — es ist eine Freundschaft von mir, daß ich vor dem Zubeißen knurre."

* * *

Das „Kaninchen" hatte am Abend zuvor Logiergäste bekommen, Leute, wie sie in dieser bedenklichen Wirtschaft wohl nur selten abstiegen. Drei Männer waren es, ein junger mit hellen, forschenden Augen, ein älterer, der auf zehn Schritt den Künstler verriet, und ein ganz alter.

Die beiden Erstgenannten saßen um neun Uhr abends in ihrem gemeinsamen Zimmer, wohin Madame Vernot ihnen das Abendessen gebracht hatte, während der dritte aus verwandtschaftlichen Rücksichten Gastrecht genoß und in Käthes einstiger Schlafkammer untergebracht war.

Sie unterhielten sich gedämpft und unbehaglich.

„Haben Sie beobachtet, Specht, wie diese triefäugige Hexe den alten Tonndorf begrüßte?" fragte Linde und hielt sein Weinglas gegen das trübe Lampenlicht. „So 'n Schwager ist ja immer eine Überraschung, aber ich

Digitized by Google

will dieses Gesöff in einem Zuge austrinken, wenn ihr nicht das böse Gewissen wie ein Kainszeichen auf der Stirn flammte."

„Ich beobachte überall," entgegnete Specht, „denn dafür bin ich Maler, und deshalb hat Doktor Barthausen mich hergeschickt. Dies ist ein Räubernest, in dem wir sitzen, ich werde Uhr und Börse unter das Kopfkissen legen."

„Wir wollten ja unter die Apachen!" versuchte Egbert zu scherzen.

„Jawohl, Kamerad, aber ich muß immer an das arme Mädchen denken. Schlimmer ist wohl noch niemals ein Vater getäuscht worden."

„Wer schickt denn auch seine Tochter so blindlings nach Paris!" knurrte Egbert. „Still, da kommt er! Nun werden wir das Nähere schon erfahren."

Eine unsichere Hand tastete an der Tür, dann trat Fritz Tonndorf ein. Er war immer eisgrau gewesen, jetzt war er schlohweiß; er hatte auf der ganzen Fahrt von Jena bis Paris kaum ein Wort geredet.

Jetzt setzte er sich stumm an den Tisch und stützte den Kopf in beide Hände.

„Nun, alter Herr?" fragte Specht leise.

Da begann der alte Antiquar zu sprechen, abgebrochen, tonlos, halb wie im Traum. „Sie sagt, sie wüßte nichts. Das Mädchen sei mit dem Kerl fortgelaufen, die beiden hätten sich heiraten wollen. Ich sollte nur suchen gehen, dann würde ich sie wohl irgendwo finden. In den Anlagen oder auf der Gasse! — Mein Kind, meine Tochter auf der Gasse! Wollen Sie mir beistehen, meine Herren? Ich muß noch diese Nacht hinaus, denn Paris ist so groß — so unendlich groß!"

Die beiden hatten Mühe, ihn zu beruhigen und von seinem Vorsatz abzubringen, und erst als Egbert

Digitized by Google

versprochen hatte, in der Frühe des nächsten Morgens auf die Präfektur zu gehen, ließ er sich dazu bringen, das Lager aufzusuchen.

Sie wollten ihn oben behalten, aber er bestand darauf, in Käthes Zimmer zu schlafen.

„Es sind da noch ein paar Kleinigkeiten zurückgeblieben, die ihr wohl zu schlecht zum Mitnehmen waren,“ sagte er. „Einem Vater ist nichts gering, was ihn an sein Kind erinnert, und wenn ich es in der Nähe habe, dann schlafe ich vielleicht eine Stunde lang und träume von ihr.“

Egbert brachte den Alten hinunter, denn der konnte sich kaum auf den Füßen halten vor Gram und Erschöpfung.

Willibald Specht blieb indessen allein zurück. Es war ihm unheimlich zumute.

In die Kneipen der Verbrecher zu gehen und dort Skizzen zu entwerfen, schien ihm nicht schwer; er hatte wiederholt gelesen, daß die Pariser Apachen ein eitles Volk sind und sich gerne dem Stift des Künstlers zur Verfügung stellen; aber mitten unter ihnen nächtigen, sich ihnen im Schlafe preisgeben, das dünkte ihn eine gewagte Sache, und dieses alte Haus steckte vielleicht bis unter das Dach voll solchen Gesindels.

Kam da nicht schon einer?

Es war Egbert, der zurückkehrte.

Auch dieser junge Mann, der sonst keine Furcht kannte, war totenblaß und blickte scheu hinter sich. Er verriegelte die Tür, setzte sich dicht neben den Maler und brachte seine Lippen an dessen Ohr.

„Wissen Sie, wen ich gesehen habe?“ flüsterte er.

Der andere fuhr zusammen. „Das Mädel?“

„Nein — jemand anders. Still — keinen Laut! Ich habe ihn gesehen — Renard!“

Digitized by Google

Fast hätte Specht doch aufgeschrieen, aber er griff nur nach dem Arm seines Gefährten. „Wo?“ fragte er heiser.

„Hier in diesem Hause. Ich kam die Treppe herauf — Sie wissen, es brennt eine Lampe auf dem Korridor — und da trat er aus der Tür nebenan. Ich vermute, daß er mich erkannt hat, denn er zog sich sofort wieder zurück. Aber das kann auch Zufall gewesen sein. Jedenfalls habe ich mich nicht getäuscht, denn dieses Gesicht vergißt man niemals.“

„Das weiß Gott!“ sagte Specht schaudernd. „Was fangen wir nun an?“

„Wir müssen morgen früh auf die Polizei — ich wollte es ja ohnehin.“

„Können wir das nicht schon heute abend?“

„Nein, es würde auffallen. Sie dürfen nicht vergessen, daß wir uns hier in einer bedenklichen Gegend befinden, wahrscheinlich kämen wir nicht weit. Aber am hellen Tage ist das etwas anderes.“

„Und wenn er uns entwischt?“

„Ich glaube kaum. Er wohnt offenbar bei Madame Vernot oder wie das Weib heißt und steckt mit ihr unter einer Decke. Dann aber weiß er auch, daß wir nicht seinetwegen hier sind, oder er denkt sich es wenigstens.“

Specht nickte. „Der Dolchstoß im Tiergarten war gut gemeint. Er fühlt sich wohl sicher. Aber mir graut vor dieser Nacht — Teufel auch, Wand an Wand mit einem Mörder!“

„Hans Lux lebt doch!“

„Wirklich? Wissen Sie das so genau? Es sind drei Tage vergangen, und wir haben keine Nachrichten aus Berlin. Da kann vieles geschehen sein.“

Sie hatten beide das Gefühl, belauscht zu werden,

Digitized by Google

denn drüben hinter der Nachbarswand regte sich kein Laut.

Egbert begann plötzlich ganz laut zu sprechen. „So — gottlob, nun bin ich mit meinem ersten Reisebericht zu Ende. Viel steht nicht darin, aber die nächsten Tage werden schon mehr Stoff bringen. Jetzt will ich schlafen wie ein Dachs.“

Der schlaue Maler verstand ihn. „Ich auch, Kamerad. Wir sind eigentlich ganz gut untergekommen. Diese Madame Vernot macht den Eindruck einer braven Frau. Hoffentlich schnarchen Sie nicht!“

Es war ihnen nicht zum Lachen, aber sie legten sich geräuschvoll und mit einigen Berliner Kalauern auf den Lippen ins Bett.

Drüben, hinter der Wand regte sich kein Laut.

* * *

Am nächsten Morgen hing ein dicker Nebel über Paris, und unter seinem Schutz verließen die drei Reisenden das Gasthaus zum Kaninchen.

Um keinen Verdacht zu erregen, ließen sie ihre Sachen zurück und sprachen von der Besichtigung des Louvre. Man legte ihnen übrigens kein Hindernis in den Weg, und mit der ortskundigen Führung Tonndorfs gelangten sie bald an die Präfektur, wo man sie sofort zu einem höheren Beamten führte.

Der alte Antiquar war etwas ruhiger geworden und trug als der Sprachkundigste die Angelegenheit vor. Ihm persönlich war natürlich am meisten daran gelegen, den Aufenthalt seiner Tochter zu erfahren, während der Beamte erst die Ohren spitzte, als Renards Name genannt wurde.

„Einer unserer geschicktesten Fälscher,“ sagte er. „Seit mehreren Monaten überwachen wir ihn nicht

Digitized by Google

mehr, weil augenblicklich wenig gegen ihn vorliegt; aber es ist immerhin interessant, zu erfahren, daß er bei Mutter Vernot sein Quartier aufgeschlagen hat."

Dann unterbrach er sich und warf einen mitleidigen Blick auf Tonndorf.

„Ja so, der Vater geht hier wohl vor. Mein lieber Herr, Ihre Tochter ist in schlechten Händen, denn dieser Jean Lecocq steht auch bereits in unseren Listen. Aber seine Wohnung können wir Ihnen nicht verraten. Es bleibt Ihnen kaum etwas anderes übrig, als die Tanzlokale der Apachen abzusuchen, denn die weiblichen Gefährten dieser Herren pflegen dort nicht zu fehlen. Vielleicht beginnen Sie am besten mit den Lokalen auf dem Montmartre. Dort hat man Lecocq öfters gesehen."

Dann wendete er sich wieder den Berlinern zu.

„Also ein Mord, oder zum mindesten ein Mordversuch? Wir liefern deswegen natürlich an Deutschland aus. Aber zunächst muß ich wissen, ob sich Ihre Angaben bestätigen. Der Telegraph soll sofort spielen. In etwa zwei Stunden kann die Antwort hier sein."

Damit wurden sie entlassen und gingen am Seineufer auf und ab, um die Wartezeit zu kürzen. Man konnte aber wenig von der Gegend erkennen, denn der Nebel wurde immer dichter, und es erhob sich ein Wind, der die Wellen des Flusses aufwühlte.

Fritz Tonndorf lehnte die ganze Zeit an der Kaimauer und starrte in das Wasser. Seine Begleiter störten ihn nicht, sie waren zu sehr gespannt auf die Nachrichten aus Berlin, und Egbert empfand sehr deutlich, daß Käthes Gestalt immer weiter in seiner Erinnerung zurücktrat.

Ein Schatten, an dem das Herz keinen Anteil hat.

Nach der festgesetzten Zeit kehrten sie in die Prä-

Digitized by Google

fektur zurück, und der Beamte trat ihnen mit einer Depesche entgegen.

„War ein Herr Lux Ihr Freund, meine Herren?“

„Er war es,“ entgegnete Egbert ahnungsvoll.

„Dann bedaure ich sehr — er ist tot. Er hat Jules Renard als seinen Mörder bezeichnet. Ich habe hier den telegraphischen Auftrag des Berliner Polizeipräsidums zu seiner vorläufigen Festnahme. Ein förmlicher Haftbefehl wird demnächst eintreffen, dann nehmen die Auslieferungsverhandlungen ihren Anfang.“

Fritz Tonndorf hörte die Nachricht teilnahmlos an. Er wanderte schon mit seinen Gedanken durch die Tanzlokale der Apachen.

Willibald Specht und Egbert schwiegen erschüttert, und der Beamte fiel in einen geschäftsmäßigen Ton.

„Ich werde Ihnen sofort zwei Leute mitgeben. Hoffentlich hat dieser Fuchs den Bau noch nicht verlassen. — Sie wollen von ihm erkannt sein, mein Herr?“

„Die Möglichkeit liegt vor,“ entgegnete Egbert. „Aber es war ziemlich dunkel im Korridor.“

„Nun, Renard hat gute Augen. Es gehört bei ihm zum Handwerk. Also tut jedenfalls Eile not — die Polizei stellt Ihnen ein Auto.“

Sie kamen dennoch zu spät, und Madame Vernot erschöpfte sich in Ausdrücken des Bedauerns.

Wenn sie eine Ahnung gehabt hätte! Aber es wäre ein so netter Herr gewesen, und eine arme Witwe müßte froh sein, ihre Zimmer zu vermieten.

Die beiden Polizeibeamten achteten kaum auf das Geschwätz des Weibes. Der Vogel war ausgeflogen, und zwar mit einer Hast, die sein Schuldbewußtsein deutlich genug verriet, denn in dem verlassenen Zimmer

Digitized by Google

stand und lag noch alles wie unter den Händen seines Bewohners.

Aber die listig funkelnden Augen der Wirtin redeten von einem Geheimnis, um dessen Verrat sie dennoch niemand anging — es ist eine zu gefährliche Sache, die Spuren der Gehetzten aufzudecken, und die Vertreter des Gesetzes wissen das viel zu genau, um sich auf etwas anderes zu verlassen als auf ihre eigene Findigkeit.

* * *

Jean Lecocq und Käthe waren mitten im Schwarm. Letztere war vollkommen weiß gekleidet und unterschied sich darin nur wenig von den übrigen Tänzerinnen, aber sie war viel blasser und stützte sich schwerfällig auf den Arm ihres Partners.

„Du bist müde," sagte Jean, „wir wollen ein wenig ausruhen. Teufel auch, das ging damals anders her, als wir zum ersten Male miteinander tanzten!"

„Es war Sommer," entgegnete sie und zog das Tuch fröstelnd um die Schultern.

Sie setzten sich abseits an einen Tisch. Jean bestellte Wein.

Als er mit einem Zwanzigfrankenstück bezahlte, wurden ihre Augen groß. „Du hast Geld?" fragte sie erstaunt.

„Genug für heute abend, Schatz! Morgen gibt es mehr."

„Von — ihm?"

„Natürlich, von wem sonst? Wenn ich einen Schlafburschen nehme, so muß er auch dafür blechen, und meinem Freunde Renard werde ich ordentlich die Daumenschrauben ansetzen. Darauf kannst du Gift nehmen."

Digitized by Google

„Ist er wirklich dein Freund?"

„Sonst würde ich sicherlich einen Judaslohn verdienen und ihn der Polizei überliefern."

Sie stützte den blassen Kopf in die Hand und sah auf das Gewühl der Tanzenden. „Die da sind wohl alle gleich, aber vor — ihm fürchte ich mich. Was hat er begangen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Jean leise. „Ich kann es ihm nur an den Augen ablesen. Vielleicht einen Mord —"

„Dann darfst du mich nicht mehr allein lassen," sagte die junge Frau tonlos. „Heute nachmittag hast du das getan."

„Unsinn — dir krümmt er kein Haar! Du gehörst ja zu uns."

„Ja, Jean, das ist es gerade — ich gehöre zu euch! Heute noch dir. — Also hörst du, mit Renard darfst du mich nicht mehr allein lassen!"

Wenn ihr Blick seine auflodernden Augen gesehen hätte, so wäre sie vielleicht still gewesen. Aber sie saß da und zeichnete mit dem verschütteten Wein Figuren auf den Tisch. Es war seltsam, wie wenig sie auf ihn achtete, nicht einmal das Knirschen seiner Zähne hörte sie.

Ihre Augen irrten jetzt durch den Saal und suchten den Eingang, aber die Gedanken weilten noch halb bei den letzten Worten.

* * *

In Paris einen Menschen zu suchen, ist schwerer als anderswo, aber Fritz Tonndorf sagte mit jener stillen Energie, die bisweilen gerade bei verträumten Naturen hervorbricht, daß er die Stadt von einem Ende bis zum anderen durchwandern werde. Er hatte

Digitized by Google

mit seinen Reisegenossen das „Kaninchen“ geräumt, weigerte sich aber, ein anderes Obdach aufzusuchen. „Das ist gut für Sie, meine Herren,“ sagte er, „ich aber kann erst wieder schlafen, wenn mein Kind aufgefunden ist. Sie verstehen es nicht, die Gedanken eines Vaters zu schätzen.“

Als Willibald Specht etwas von seiner eigenen Tochter murmelte, sah ihn der Alte groß an.

„Haben Sie jemals Ihr eigenes Fleisch und Blut verleugnet? Wir sollen unsere Kinder hüten, Herr, aber ich wachte nur über meine vermoderten Scharteken.“

Sein Suchen hatte etwas Schreckliches, denn es war vollkommen ziellos. Es war wie das Tasten eines Blinden. Aber wenn die anderen von dem Abend sprachen und von den Tanzlokalen, schüttelte Fritz Tonndorf den Kopf.

„Dort ist sie nicht, dort kann sie nicht sein. Ich kenne diese Höhlen des Lasters. Sie tanzen da mit dem Tod. Mein Kind liegt vielleicht irgendwo auf dem Stroh und ringt mit dem Tode. Es ist das Beste, was ich noch hoffen darf.“

Aber als die Nacht kam, ging er doch mit. Er war ganz stumm geworden, und seine Begleiter merkten ihm wohl an, daß er jetzt an ein Wiedersehen glaubte und sich davor fürchtete. Als sie vor dem Lokal standen und die Geigentöne hörten, erbot Egbert sich, allein hineinzugehen.

„Man würde Sie erschlagen,“ entgegnete Tonndorf. „Da drinnen gilt ein Menschenleben so viel wie eine Mücke. Aber alle diese Leute haben auch einen Vater gehabt.“

So kamen sie zusammen an den Eingang des Saales.

In diesem unbeschreiblichen Chaos, in dem Staub und Dunst, der selbst das Lampenlicht rot färbte, war

Digitized by Google

es nur schwer, Gestalten und Züge zu unterscheiden. Aber der alte Mann, dessen Augen über den Büchern schon trüb geworden waren, warf nur einen einzigen Blick auf die durcheinanderwirbelnde Menge.

Dann sagte er heiser: „Dort sitzt sie — die in dem weißen Kleid —“

Und nun begab sich etwas Seltsames.

Man war auf die Gruppe an der Tür aufmerksam geworden, aber der wilde Apachentanz wogte noch weiter.

Dann brach die Musik plötzlich mitten im Takt ab, und es war, als ob der letzte Geigenton wie ein Schrei durch den Saal hallte.

Fritz Tonndorf ging langsam vorwärts.

Die Tanzenden hatten aufgehört und drängten sich in Gruppen zusammen. Wo der Alte hinkam, bildete sich eine Gasse. Niemand rührte ihn an.

Er sah ja aus wie der Tod, dieser weiße, gebückte Mann. Aber wie der Tod sich durch nichts aufhalten läßt, so ging auch er unbekümmert seinen Weg bis an den Tisch, an dem Käthe saß und mit einer Ohnmacht rang.

Er streckte den Arm aus und faßte sie um das Handgelenk. Nicht hart, aber unwiderstehlich und ohne ein Wort zu reden.

Und so führte er sie nach dem Ausgang. Das Zurückweichen der Menschen wiederholte sich, sie drängten förmlich in die Winkel des Saales — die Männer mit weitaufgerissenen Augen, die Weiber das Gesicht verbergend.

Dann flutete alles wieder zusammen. Aber die Musik schwieg noch immer.

* * *

Digitized by Google

Es war sehr dunkel in dem ärmlichen Gemach, in dem Jules Renard vor den Augen der Polizei eine Zuflucht gefunden hatte.

Auf dem Tisch brannte zwar eine Kerze, wie sie für einen Sou von den Straßenhändlern verkauft werden, aber ihre Flamme spendete so wenig Licht, daß die Gegenstände kaum einen Schatten warfen.

Hinter der morschen Galerietür rauschte die Seine.

Am Tisch saß Renard mit dem Kopf in beiden Fäusten und brütete vor sich hin. Er hatte die ihm eingeräumte Küche verlassen und sich hierher zurückgezogen. Die Eigentümer der Wohnung tanzten ja für sein Geld, sie kamen wohl nicht vor morgen früh nach Hause. So konnte man sich wenigstens etwas Raum gönnen.

In der Nähe lag das Beil auf der Erde, mit dem Jean heute früh ein Stück von der Galerie zerkleinert hatte, und Renard sah grimmig lächelnd, wie der blanke Stahl matt aufleuchtete, so oft ein Zugwind von der Tür her die Kerzenflamme bewegte.

Jules Renard verachtete im Grunde genommen das ganze Gesindel, mit dem er sich notgedrungen abgeben mußte, und seine Beziehungen zu Lecocq erwuchsen aus dem Solidaritätsgefühl der höheren Bildung; aber seitdem Jean auch äußerlich die Gewohnheiten und die Lebensweise der Apachen angenommen hatte, war er in den Augen seines Genossen gesunken und konnte für künftige Unternehmungen nicht mehr in Betracht kommen.

Für Pläne, die nach diesem großartig angelegten, aber mißglückten Fälschertrick schon wieder sein rastloses Gehirn durchkreuzten.

Jules Renard horchte auf das Rauschen der Seine, die unter dem wachsenden Winde immer höhere Wellen

Digitized by Google

warf. Das war ein ähnlicher Laut wie zwischen den Bäumen des Berliner Tiergartens — an jenem dunklen Abend, der dem heutigen so sehr glich.

Wie hatte Hans Lux, dieser deutsche Idealist, doch noch gesprochen?

„Das schwerste Verbrechen ist der Mißbrauch einer Gottesgabe. Sie haben sich dessen schuldig gemacht, Sie sind von heute ab geächtet und verfemt. Kehren Sie in Ihr Vaterland zurück, um unterzutauchen. Dann will ich vergessen, daß ein anständiger und gebildeter Mann jemals mit Ihnen geredet hat."

Da war die Wut zum Ausbruch gekommen, und die Bestie hatte sich gezeigt.

Jules Renard wollte mit den Zähnen knirschen, als diese Erinnerung ihm in das Hirn kroch, aber er fühlte, daß seine Zähne aufeinanderschlugen.

Dann fuhr er in die Höhe.

Der Sturm hatte die morsche Tür der Galerie aufgerissen und die flackernde Kerze ausgelöscht. Es huschten plötzlich Schatten durch das Gemach, denn der Nebel war verschwunden, und der Mond stand am Himmel zwischen jagenden Wolken, die mit dem schäumenden Fluß ein Wettrennen abhielten. Es war alles Aufruhr und Flucht.

Und Jules Renard dachte plötzlich an das letztere.

Solange das große, strahlende Paris unter der Hülle des Nebels lag, hatte er sich wie hinter einer Tarnkappe geborgen gefühlt und nicht an Verfolgung gedacht. Nun strahlten plötzlich drüben die tausend und abertausend Lichter auf, und wo sie flußabwärts in Dunkel versanken, übernahm der Mond die Wächterrolle.

Man sagt, die Sonne bringt die Untaten an den Tag — nun, ihr blasser Geselle versteht es noch besser, denn er sieht, was bei Nacht geschehen ist!

Digitized by Google

Jean Lecocq hatte von einem Kahn gesprochen, der unter der Galerie verborgen lag. Den wollte er jetzt benützen.

Aber nicht waffenlos.

Sein Dolchmesser lag weit von hier im welken Laub des Tiergartens, wo man es vielleicht schon gefunden hatte. Aber da war ja das Beil.

Renard nahm es an sich. Dann trat er wieder auf die Galerie hinaus, neben das Loch, das Jean gehackt hatte, um seinen Ofen zu heizen. Er spähte nach dem Versteck des Kahns. Den mußte er haben, denn schwimmen konnte er nicht, und das Wasser war auch zu wild.

Er horchte plötzlich auf. Im Zimmer hatte sich jemand bewegt. Kamen sie schon —

Es waren nicht die Häscher, deren Schritt über die Diele des Zimmers hastete, sondern es war Jean, der plötzlich auf der Galerie stand, barhäuptig, zerzaust und mit einem Gesicht —

Es kam schneller, als die Wolken da oben jagten.

„Was willst du?“ schrie Renard.

„Hund, elender!“

Jules Renard hob seine Waffe.

Da fuhr ihm ein Faustschlag des Apachen zwischen die Augen, daß er das Beil fallen ließ und in die Luft griff.

Ein Schrei — ein dumpfes Aufklatschen.

Jean Lecocq stand an der Brustwehr der Galerie und starrte auf den schimmernden Fluß.

Weit draußen tauchte noch einmal ein Kopf auf, dann eine Hand — dann nichts mehr.

„Morgen ist er in der Morgue,“ sagte der Apache halblaut.

Dann ging er hinein, schloß die Tür hinter sich,

Digitized by Google

zündete die erloschene Kerze an und setzte sich auf den Rand des Bettes, das in einer Ecke des Zimmers stand.

Es lagen dort noch einige Kleidungsstücke, die Käthe für gewöhnlich zu tragen pflegte — armselige Fähnchen, aber dennoch sauber gehalten und vielfach ausgebessert.

Jean Lecocq rührte sie nicht an. Aber er betrachtete diese Zeugen eines kurzen und zweifelhaften Glückes mit finsteren Augen.

Als die Kerze ausgebrannt und erloschen war, packte er seine eigenen paar Sachen in ein Bündel und verließ das Haus.

Man hat ihn nicht mehr in Paris gesehen.

* * *

In der von Doktor Barkhausen geleiteten Zeitung erschien eine Serie von Artikeln über die Pariser Apachen, die den ungeteilten Beifall der Leser fanden. Man rühmte die Lebenswahrheit dieser Schilderungen und erwartete mit Spannung das gleichzeitig angekündigte Buch, das noch mit Bildern von dem Stift eines tüchtigen Künstlers ausgestattet sein sollte.

Als es herauskam, wunderten sich viele, daß die sorgfältig ausgeführte Titelvignette nicht etwa das Bild eines unheimlichen Mannes, sondern die Züge eines jungen Mädchens brachte, die vollständig in Weiß gekleidet war.

Das Rätsel blieb ungelöst. Aber als Berta ihren Verlobten Egbert fragte, ob Käthe Tonndorf wirklich so ausgesehen habe, schüttelte er den Kopf.

„Das wäre grausam," sagte er. „Aber ohne sie hätte ich das Buch nicht schreiben können, und das Buch wiederum hat unser Glück begründet. Wir wollen sie nicht vergessen."

Digitized by Google

Käthe selbst wünscht das Vergessen um so sehnlicher. Und sie findet es im Strom der Zeit. Man sieht sie bisweilen in Begleitung von zwei alten Männern durch das Paradies bei Jena wandern, dort, wo der Weidenbusch des Geleitshauses sich in die Saale taucht.

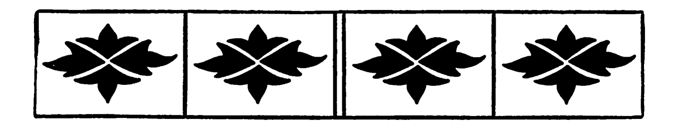
Sie hätte in Paris eine unglückliche Liebe gehabt, sagen die Leute. Du lieber Himmel, solche Dinge kommen auch in Deutschland vor — es ist nicht der Mühe wert, darüber zu reden.

Und sie hat nun dafür gewissermaßen zwei Väter. Denn Ruprecht Linde nennt sie sein Töchterchen, und dann zuckt es ihm bisweilen um den grauen struppigen Schnurrbart — gerade als ob er noch in Eisenach säße und die Registrande führen müßte.

Ende.



Digitized by Google



Die schöne Trebnitz.

Roman von Hans Becker.

(Nachdruck verboten.)

So, Frau v. Trebnitz, das wäre alles, was man mir gesagt hat. Wenn Sie glauben, daß sich die Sache für Sie eignet — gut. Meine Karte — selbstredend, ich schreibe nur noch ein paar Worte auf."

Sanitätsrat Rombach übergab gleich darauf Sophie v. Trebnitz seine Karte und begleitete sie bis zur Tür seines Sprechzimmers.

„Bitte meine Empfehlung an Frau Schwester und Herrn Professor."

Es war alles so schnell gegangen, daß Sophie kaum gehört hatte, was Rombach gesagt, sich des Namens der Dame, an die er sie empfohlen, nicht erinnerte, auch nicht wußte, wohin, in welches Hotel sie sich wenden sollte.

Den Umschlag mit der Karte des Sanitätsrats hielt sie noch in der Hand. Da sah sie Namen und Adresse: Madame de Lasarewa, Hotel Kaiserhof.

Sophie bog von der Behrenstraße, in der der Sanitätsrat wohnte, in die Friedrichstraße ein. Sie dachte nicht nach, ob es einen näheren Weg zum Wilhelmsplatz gab — Erinnerungen waren in ihr aufgestiegen, als sie den Namen des Hotels gelesen, und ein schmerzliches Lächeln huschte über ihre Züge.

Wie oft war sie mit ihrem Manne dort zum Five

Digitized by Google

O'clock gewesen! Heute ging sie hin, sich um eine Stellung zu bewerben, eine bessere Dienerin, die einen Platz sucht.

Wenn ihr nur niemand begegnete, der sie von früher kannte. Nur nicht Menschen sehen, angesprochen werden, wohl gar Worte des Beileids hören müssen!

Trotz des warmen Tages durchfröstelte es sie, so daß sie zusammenschauerte. Alles, was sie durchlebt, trat ihr vor Augen, bestärkte in ihr den Entschluß: nur fort aus Berlin, recht weit, niemand mehr sehen!

Der Portier verbeugte sich tief vor der vornehmen Dame, als sie die Halle betrat. „Madame Lasarewa? — Ja, die Dame ist zu Hause. — Soll ich gnädige Frau melden lassen?"

Er verbeugte sich nochmals, als sie ihm ihre Karte gereicht, winkte einem Pagen, und wenige Minuten später begleitete er Sophie zum Fahrstuhl.

Ihr Herz klopfte, als sie vor der Tür des ihr bezeichneten Zimmers stand, vor der Tür ihres Schicksals, ihrer Zukunft.

Auf ihr Klopfen hörte sie ein wohllautendes „Herein!"

Sie hatte sich eine alte, kranke Dame vorgestellt, ohne recht zu wissen, wie ihr dies in den Sinn gekommen — und nun saß vor ihr eine hochgewachsene, elegante, schöne Frau, eine Frau von fünfunddreißig bis höchstens vierzig Jahren, deren große dunkle Augen ihr ohne Neugier, mit liebenswürdiger Diskretion entgegensahen.

Eine einladende Handbewegung nach einem in ihrer Nähe stehenden Sessel forderte Sophie auf, Platz zu nehmen.

Das war fast so wie früher, wenn sie einen Besuch machte. Auch die ersten Worte der Dame ließen sie beinahe vergessen, welcher Zweck sie hierher geführt.

Digitized by Google

„Ich bin dem Sanitätsrat von Herzen dankbar, unsere Bekanntschaft vermittelt zu haben — doch Sie scheinen ermüdet, darf ich Ihnen eine Erfrischung bringen lassen?“

Sie drückte auf eine neben ihr stehende Tischglocke, eine alte Kammerfrau erschien.

„Vielleicht ein Glas Portwein, einige Früchte —“

Sophie verneinte dankend, die Kammerfrau verließ das Zimmer.

Frau Lasarewa führte das Gespräch im Plauderton weiter, sprach über Berlin, bedauerte, daß sie sich ihrer Nerven wegen von allem zurückhalten müsse, weder Theater noch Konzerte besuchen dürfe, kam dann aber langsam dem Zweck des Besuches näher.

Keine Frage nach der Vergangenheit Sophies oder nach ihren Kenntnissen, nur ab und zu führte sie wie unabsichtlich die Unterhaltung in französischer Sprache und schien, als Sophie ohne Stocken darauf einging, befriedigt.

„Wir wohnen weit von jeder größeren Stadt, unser Gut liegt vierhundert Werst von Moskau. Da sind wir so ziemlich auf uns allein angewiesen, denn auch die nächsten Güter sind nicht nahe. Das ist für Sie, die Sie hier in Berlin an Gesellschaft gewöhnt sind, wie eine Verbannung. Sie müssen sich zunächst klar werden, ob Sie das auf sich nehmen wollen. Mir liegt viel daran, daß Sie sich bei uns wohl und behaglich fühlen, damit Sie die Einsamkeit nicht zu beschwerlich finden und uns nicht bald wieder verlassen. Die Wintermonate verleben wir gewöhnlich in Moskau, da ist es dann schon etwas besser. Ihre Pflichten bestehen darin, meiner Tochter Xenia Gesellschaft zu leisten, denn durch meine häufige Abwesenheit entbehrt sie zu sehr die Mutter. Auch wenn ich zu Hause bin, kann ich mich leider um

Digitized by Google

nichts kümmern, meine Nerven verbieten mir das. Außer meinem Mann und meiner Tochter ist noch mein sechzehnjähriger Sohn auf dem Gute, der hat seinen Erzieher — so, das wäre die ganze Gesellschaft, die unseren Kreis bildet. Die Dame, die bisher meiner Tochter zur Seite stand, verläßt uns, um sich zu verheiraten — sehr bald geht sie schon fort, es wäre also wichtig, daß Sie schnell hinkämen. Die Reise müssen Sie allerdings jetzt allein machen, da mich der Sanitätsrat hier noch festhält, wir später auch noch einige Wochen in die Schweiz gehen —"

Sie machte eine Pause, lehnte sich erschöpft in ihren Sessel zurück, wollte Sophie wohl auch Zeit lassen, sich alles nochmals zu überlegen.

Nach einigen Minuten fragte sie dann: „Sind wir einig — ja? Dann möchte ich Sie mit meinem Manne bekannt machen."

Ein Glockenzeichen rief die Kammerfrau.

„Bitten Sie meinen Mann auf einen Augenblick."

Ehe dieser kam, hatte sie noch einen Wunsch auszusprechen: „Sie haben doch gewiß eine Photographie von sich. Ich möchte das Bild nach Hause schicken, so sind Sie Xenia bei Ihrer Ankunft nicht mehr fremd. Wie Sie zu reisen haben, schreibt Ihnen mein Mann genau auf. Von der letzten Station werden Sie mit Pferden abgeholt. So, das wäre alles, oder doch noch etwas — würden Sie sich entschließen können, die schwarze Kleidung abzulegen?"

Sophie verneigte sich zustimmend.

„Ich danke Ihnen — da ist auch mein Mann."

Paul Lasarew begrüßte Sophie mit großer Liebenswürdigkeit, wobei seine Blicke, als er hörte, daß Frau v. Trebnitz einverstanden sei, sekundenlang forschend auf ihrem Gesichte ruhten — fast mit Bewunderung. Dann

Digitized by Google

reichte er ihr die Hand und sprach seine Freude aus, in ihr eine zukünftige Hausgenossin zu sehen.

Nur noch knappe zehn Minuten blieb Sophie im Gespräch mit dem Ehepaare, dann stand sie wieder auf der Straße.

Nicht einen Augenblick bereute sie, daß sie die Stellung angenommen, sie hatte kaum darüber nachgedacht, ob sie sich in das neue Leben hineinfinden könne, denn sie war ja mit dem festen Entschlusse gekommen, anzunehmen, was sich ihr bieten würde.

Ein Ende mußte doch gemacht werden, im Hause des Schwagers konnte sie nicht bleiben. Die kurze Zeit schon, die sie dort zugebracht, hatte sie Qualen ausgestanden.

Elsa war lieb und gut zu ihr, gewiß, aber sie stand unter dem Einfluß ihres Mannes, hatte wohl täglich zu hören bekommen, daß dieser Zustand nicht ewig dauern könne. Sie hatte auch nicht alles verheimlichen können, was jener zu tadeln wußte: daß Sophie und ihr Mann sinnlos in den Tag gelebt; daß die Schwestern die gleiche Mitgift erhalten hätten, von Sophies Vermögen aber kein Pfennig mehr da sei; daß Trebnitz nichts getan, kein Einkommen gehabt, nur darauf gewartet hätte, daß der Schwiegervater ihm einen eigenen Rennstall einrichten sollte, bis dieser gestorben, ohne etwas zu hinterlassen; daß dann Zank und Streit bei ihnen losgegangen sei.

Einmal hatte Elsa auch von sich aus hinzugefügt: „Ich will dir nicht weh tun, Sophie, aber du hättest deinen Mann nicht verlassen dürfen. Das hat ihm allen Halt genommen, ihn zur Verzweiflung gebracht. Halb wahnsinnig war er ja, als er dich holen wollte und du dich weigertest, zu ihm zurückzugehen. Da hat dann das Schreckliche geschehen können. Sich und euren Jungen — ich kann es gar nicht ausdenken!“

Digitized by Google

In solchen Gedanken war Sophie vorwärts gegangen und hatte, ohne acht darauf zu geben, die Wohnung ihres Schwagers erreicht.

Langsam, in müder Haltung, wie jemand, der fühlt, daß er kein willkommener Gast ist, stieg sie die Treppe hinauf.

Als sie ins Zimmer getreten war, fragte die Schwester: „Nun?“

„Es ist alles in Ordnung.“

„Du hast also angenommen?“

„Ja, gewiß — sehr nette Menschen. — Ob ich mich fürchte? — Kein Gedanke. Ich bin doch schon viel gereist, und Rußland liegt nicht aus der Welt. Ich muß mich ja auch an das alles gewöhnen, wen habe ich denn noch —“

„Aber Sophie, du hast doch uns —“

„Ja, ich habe dich, du bleibst mir, aber —“

Als sie sah, wie ängstlich Elsa sie anblickte, Tränen in den Augen, umschlang sie die Schwester und küßte sie.

„Beruhige dich nur, ich werde mich schon in alles finden, es hilft doch nichts, es muß doch sein.“

„Gehst du nicht zu Ewald hinein, er hat schon ein paarmal gefragt? Tu es mir zuliebe, er hat sich doch für dich bemüht, meint es gut und —“

„Schön, auch das will ich noch tun.“

Als Sophie des Professors Arbeitszimmer betrat, sah sie ihn vor seinem Schreibtisch sitzen. Er schien vertieft in seine Arbeit, denn es vergingen einige Sekunden, ehe er sich umwendete.

Mit einem Ruck erhob er sich dann. „Ah, Frau Schwägerin —“

Er stockte, seine Blicke hafteten auf ihr. Als ob er sie heute zum ersten Male, als ob er ein Wunder sähe, starrte er sie an.

Digitized by Google

In ihrer ganzen Pracht stand sie vor ihm. Den kleinen Kopf mit dem rötlichblonden Haar gebeugt, die großen, dunkelgrauen Augen von langen Wimpern beschattet, erschien sie ihm im ersten Augenblick fast demütig — erst als seine Blicke über ihre Gestalt glitten, sah er, daß Trotz in der schlanken Figur mit den schmalen Hüften lag, bemerkte, wie sich die kleine Hand, die sie ihm wohl entgegenstrecken gewollt, schnell auf dem Rücken barg.

Trotz lag auch auf den schöngeschwungenen Lippen, als sie sagte: „Ich muß Ihnen doch danken, Ewald — ich hab' die Stelle angenommen —"

„Wollen Sie sich nicht setzen?"

Er schob ihr einen Sessel hin, sah sich dann verlegen um und legte schnell die Zigarre, die er noch in der Hand behalten, auf den Aschenbecher. Dabei irrten seine Augen über den Schreibtisch hin, Sophie schien es, als ob er, der das Rauchen bei Frauen verabscheute, nach einer Zigarette für sie suchte — sie konnte kaum ein Lächeln unterdrücken.

Aber auch ihr wurde die Situation peinlich, denn sie begriff, daß er sich wohl bewußt wurde, wie er sie aus dem Hause vertrieben. Sie wollte schnell darüber hinweg, reichte ihm die Hand und wiederholte: „Ich danke Ihnen, Sie haben sich meinetwegen bemüht —"

„Ich bitte, ich bitte — es tut mir natürlich leid, daß Sie uns verlassen, aber für Sie —"

Sie hob die Hand. „Wozu diese Worte, Ewald! Ich weiß ja doch, daß ich hier im Wege —"

Ganz plötzlich verlor sie die Haltung, der Gedanke, unter fremde Menschen als Dienende gehen zu müssen, erschien ihr so grausam, daß sie in Tränen ausbrach.

„Aber Sophie!"

Er war zu ihr getreten, strich ihr verzweifelt über

Digitized by Google

das Haar, um schnell zurückzuzucken, als er empfand, daß diese Berührung ihn noch mehr aus dem Gleichgewicht brachte.

Sophie hatte sich schon wieder in der Gewalt. „Verzeihen Sie, Ewald, es ist schon vorüber.“

Sie stand auf und ging schnell hinaus.

Er sah auf die geschlossene Tür, wortlos, erstaunt — es war etwas in ihm zurückgeblieben, was ihn unruhig machte — er fand den Grund dafür nicht, er fühlte nur, daß das Zimmer plötzlich so alltagsgrau aussah, Licht und Wärme daraus entschwunden schienen, er vermißte den Klang der Stimme, die er noch eben gehört, er ertappte sich dabei, wie er den sich entfernenden Schritten nachlauschte.

Leises Klopfen an der Tür weckte ihn aus seinem Sinnen.

Seine Frau kam herein. „Störe ich dich, Ewald? Sophie hat sich eingeschlossen. Sie rief mir durch die Tür zu, daß sie Kopfweh habe, der Ruhe bedürfe. Ihr habt euch doch nicht gezankt?“

„Nein.“

„Hat dir Sophie gesagt —“

„Ja — ja, es ist alles in bester Ordnung. Deine Schwester hat die Stelle angenommen, reist in ein paar Tagen ab — bist du nun zufrieden?“

„Aber Ewald, du tust ja, als ob ich darauf gedrungen, Sophie loszuwerden. Wer war es denn, der mir täglich davon gesprochen —“

„Die Sache ist abgemacht, sei so gut und laß mich arbeiten. Was du noch wissen willst, mußt du dir von deiner Schwester erzählen lassen.“

Elsa ging, aber sie nahm eine innere Unruhe mit, die sie peinigte. Kaum je hatte sie ihren Mann so verstört gesehen wie eben jetzt.

Digitized by Google

Noch ehe seine Frau aus dem Zimmer war, hatte sich Professor Heller wieder über seine Arbeit gebeugt, doch er hatte die Augen geschlossen, saß, ohne sich zu bewegen.

Plötzlich seufzte er tief auf, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er Gedanken, die sich darunter gebildet, die ihn quälten, verscheuchen wolle.

Am Tage der Abreise bat Sophie, sie allein zum Bahnhof fahren zu lassen, ihr nur das Hausmädchen mitzugeben.

Elsa war geradezu entsetzt bei diesem Gedanken. „Aber Sophie, unter keinen Umständen! — Auch Ewald kommt mit. Wie kannst du nur so etwas aussprechen —"

Sophie mußte sich fügen, obgleich ihr vor Abschiedszenen auf dem Bahnhof graute. Aber sie begriff, daß Elsa sich nicht abhalten lassen würde. Also auch das noch hinnehmen! Sie mußte eben versuchen, den Kopf oben zu behalten, keine trübe Stimmung aufkommen zu lassen.

Das tat sie denn auch, zeigte sich bei Tisch fast lustig, rauchte zum Kaffee eine Zigarette nach der anderen und suchte, als man abends auf dem Bahnhof stand, den Anschein zu erwecken, als ob ihr nichts so wichtig sei wie die Unterbringung ihres Handgepäcks im Schlafabteil.

Dabei hatte sie heiße Flecken auf den Wangen, und ihre Stimme klang wie die einer Erstickenden.

Endlich war auch das überstanden. Noch ein letzter Gruß, ein Winken aus dem Fenster des fortrollenden Zuges, sie sah, wie Elsa das Taschentuch gegen die Augen preßte, sah ihren Schwager hochaufgerichtet

Digitized by Google

stehen, den Hut, den er abgenommen, über dem Kopfe haltend, dann war alles vorüber — sie fuhr in die dunkle Nacht, in die dunkle Zukunft hinaus.

Sie schloß die Augen, denn jetzt wollten die Gedanken kommen. Sie wehrte ihnen — wie bisher versuchte sie, nicht zu denken.

Alles an sich herankommen lassen, was das Schicksal bringt; ein Sichauflehnen dagegen war ja doch nutzlos.

Ein trübes, schwermütiges Lächeln ging über ihre Züge. Vielleicht ist es doch anders, vielleicht bauen wir doch selbst an unserem Schicksal, tragen Stein um Stein zusammen, gute und schlechte, brauchbare und unbrauchbare, bis der Bau fertig dasteht, bis es sich erweist, ob das, was wir in Sorge bedacht oder im Leichtsinn zusammengefügt, uns Glück oder Unglück bringt.

Sie öffnete die Augen wieder und sah sich im Abteil um.

Sie war allein, ihr Handgepäck lag teils oben in den Netzen, teils hatte der Träger es auf dem Sitze ihr gegenüber aufgestapelt. Vielleicht blieb sie auch allein, denn um diese Jahreszeit ging der Zug der Reisenden nach dem Westen, während ihr Weg in den Osten führte.

Sie stand auf, drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke und befahl dem herbeieilenden Schlafwagenschaffner, das Bett herzurichten. Dann trat sie auf den Gang hinaus und stellte sich ans Fenster.

Zu sehen war da nicht viel. Vorüberhuschende Telegraphenstangen, ab und zu eine Station, an der der Schnellzug stolz vorüberflog — alles oft gesehene, kaum beachtete Bilder.

Sie fühlte sich müde von dem Zwang, den sie

Digitized by Google

tagüber auf sich ausgeübt, um ihr Fühlen zu verbergen.

Eine Wohltat erschien es ihr, als sie endlich im Bette lag, das eintönige Geräusch des Bahnzuges sie in den Schlaf sang.

Sophie schlief bis in den Mittag hinein, gegen Abend erreichte sie die Grenze.

Die ihr von Lasarew aufgeschriebene Reiseroute hatte sie durchstudiert, danach mußte sie am zweiten Tage nach ihrer Abreise von Berlin die Station erreichen, wo sie das Gutsgespann erwarten sollte.

Nun fuhr sie schon durch Rußland — noch eine Nacht, dann würde sie am Ziele sein.

Ein Blick aus dem Fenster lohnte auch jetzt nicht. Immer das gleiche Bild: Wälder, Wälder, in weiter Ferne strohgedeckte kleine Hütten eines Dorfes. Wenn ab und zu der Zug hielt, immer das gleiche kleine Stationsgebäude, ein paar Bauern, die, einen Sack mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken, von dem Beamten mit lautem Schelten an das Ende des Zuges gejagt wurden, ein paar kleine Bauernmädchen mit strohgelbem Haar, nackten braunen Beinen und Füßen, Körbchen mit Erdbeeren zu den Fenstern des Wagens heraufhaltend.

Endlich hatte sie die Station erreicht, auf der sie aussteigen sollte.

Während ihr Gepäck aus dem Wagen geholt wurde, stand Sophie vor dem Stationsgebäude und wartete. Über ein Holzgeländer neben dem Hause hinweg sah sie die Landstraße. Auf dieser zwei schmutzige Gefährte, für deren Form sie keinen Namen kannte, die davorgespannten mageren Gäule mit zur Erde hängenden Köpfen, von Fliegen und Mücken umschwärmt.

Der Stationsvorsteher kam, nahm seine rote Mütze

Digitized by Google

ab und verbeugte sich. In gebrochenem Deutsch sprach er sie an: „Dame wünscht nach Lasarewka — Pferde schon da, soll ich befellen, Gepäck aufzuladen —“

Statt auf seine Frage zu antworten, fragte sie ihrerseits: „Sind das dort die Pferde?“

Sie zeigte mit der Hand auf die bemitleidenswerten Geschöpfe, die sich noch immer vergebens anstrengten, sich durch Schütteln des Körpers und Schlagen mit den Schweifen ihrer Quälgeister zu erwehren.

Der Stationsvorsteher lachte. „Nein — nein. Nicht fürchten, Gnädige, Pferde stehen am Eingang.“

Der Beamte rief den Trägern einen Befehl zu. Den Bahnzug schien er ganz vergessen zu haben, denn der Lokomotivführer hatte sich ihm schon ein paarmal durch Zeichen bemerkbar zu machen gesucht. Auch jetzt winkte er nur lässig mit der Hand.

Sophie hatte das beobachtet. „Wollen Sie nicht erst den Zug —“

Nun hörte sie in Worten, was vorher nur gedacht war. „Erst Dame abfertigen, von Lasarewka strengen Befell erhalten — Zug kommt schon noch fort.“

Er geleitete Sophie durch das Stationsgebäude zu dem nach der Straße führenden Ausgang, wo ein Wagen mit vier nebeneinandergespannten Pferden stand.

Der Wagen hatte die gleiche Form wie die Gefährte, die Sophie vorhin solchen Schrecken eingejagt, aber während dort alles zerrissen und schmutzig war, glänzte hier das Leder des Verdecks, Untergestell und Räder blitzten. Auf dem Bock saß ein stämmiger Kutscher, durch dessen ärmellosen schwarzen Rock, der in der Taille mit roter Schärpe gehalten wurde, ein blauseidenes Hemd sichtbar war. Den Kopf bedeckte ein halbhoher, runder, glänzender Filzhut, der rundum mit Pfauenfedern besteckt war.

Digitized by Google

Als Sophie sich näherte, beugte er grüßend den Kopf, den Hut konnte er nicht abnehmen, da er die Hände nicht von den Leinen der unruhig stampfenden Pferde lassen konnte.

Das Gepäck war bald aufgeladen, und Sophie stieg ein. Erst als sie schon eine Strecke von der Station entfernt war, hörte sie den Pfiff der Lokomotive des endlich befreiten Zuges.

In der Luft tiefe Stille, kein Vogelruf, nur das Zirpen der Grillen, ein gleichmäßiges, melancholisches Getön, eine unbestimmte Sehnsucht wachrufend, den Gedanken erweckend, daß es außer dieser stillen, friedvollen Welt keine andere Welt mehr gäbe, keine Welt mit Lärm und Geräusch, mit Freude und Lust, mit Sorge und Kummer.

Ein klingendes Tönen drang durch die Stille — die Felder hatten aufgehört, Wiesen zeigten sich Sophies Blick, sie sah wieder Menschen, Bauern, die das hochstehende Gras mähten, ihre Sensen wetzten, dazwischen eintöniger Gesang.

Nach den Wiesen ein Dorf. Graue Hütten mit verwitterten Strohdächern, Scharen von halbnackten Kindern, Hühnern und Schweinen, die mit Gekreisch und Geschrei auseinanderstoben, als der Wagen sich ihnen näherte.

Dann wieder Felder und wieder Wiesen, endlos bis zum Horizont sich erstreckend.

Sophie wußte nicht, wie lange sie so dahingefahren, vielleicht eine Stunde, vielleicht zwei, sie schloß die Augen, war müde, wollte nichts mehr sehen.

Ein stärkeres Geräusch der Wagenräder, als ob sie auf härterem Boden rollten, ließ sie wieder aufblicken. Sie sah erstaunt um sich, die Szenerie erschien plötzlich wie vertauscht. Statt der Felder und Wiesen eine

Digitized by Google

geradlinige, auf beiden Seiten von hohen Weiden eingesäumte Allee, an deren Ende sich eine Anzahl gleichmäßiger, niedriger Gebäude zeigte. Als der Wagen sich näherte, erkannte sie, daß es Stallungen waren.

Daneben große, eingezäunte Wiesenflächen, auf denen sich eine Unzahl von Pferden tummelte.

Daran vorüber führte ein gutgehaltener Weg, der bald rechts abbog und auf dem man zu einer zweiten, von alten, hohen Bäumen bestandenen Allee gelangte, bis die Einfahrt zu einem Park sichtbar wurde.

Die großen, gußeisernen Torflügel standen offen, der Wagen fuhr hindurch, eine Weile trabten die Pferde unter den Bäumen hin, dann hielten sie vor der breiten Treppe eines großen Gebäudes.

Kein Schloß, wie sich Sophie vorgestellt, zeigte sich vor ihr, nur ein einfaches, weißes Haus mit zwei Stockwerken und doch imponierend durch die mächtige Breite, in der es dastand, fest und trotzig, ohne äußeren Schmuck, keinem Stil nachstrebend, aber dem Beschauer das Gefühl einflößend, daß es sich hinter diesen festgefügten Mauern gut und sicher sein ließe.

Ehe Sophie noch den Wagen verlassen hatte, kam eine Dame eilig die Treppe des Hauses herunter, gefolgt von einem hochgewachsenen blonden Herrn.

Mit ausgestreckten Händen trat sie auf Sophie zu. „Frau v. Trebnitz — willkommen! Ich bin Alice Schubert, Frau v. Lasarewa hat Ihnen wohl schon erzählt — Aber was schwatze ich! Kommen Sie ins Haus, Sie werden ermüdet von der Fahrt sein. — Darf ich vielleicht noch gleich bekannt machen? — Herr Doktor, kommen Sie doch näher, damit ich Sie Frau v. Trebnitz vorstellen kann — unser Hausgenosse, Herr Doktor Baumeister."

Der blonde Herr verbeugte sich, dabei verzog er

Digitized by Google

etwas spöttisch das Gesicht, und als er Sophie die Hand reichte, sagte er: „Nicht Doktor. Fräulein Schubert allein verdanke ich diesen Titel. Aber bitte, treten Sie doch erst näher.“

Dem Diener, der in Begleitung einiger in hellgraues Leinen gekleideter halbwüchsiger Jungen und einiger Hausmädchen um die Ecke des Gebäudes gekommen war, gab er Befehl, das Gepäck abzuladen.

Fräulein Schubert begleitete Sophie bis zu ihren Zimmern im zweiten Stock. Vor der Tür verabschiedete sie sich. „Ich lasse Sie jetzt allein, denn Sie werden sich umkleiden wollen. In einer Stunde hole ich Sie zum Essen, oder soll ich Ihnen gleich jetzt noch Tee oder sonst etwas heraufschicken?“

Sophie dankte. Trinken oder essen mochte sie jetzt nicht, sie hatte nur das Bedürfnis, sich zu waschen und umzukleiden.

Doch sie ging nicht gleich daran, als sie ins Zimmer getreten war; sie sah sich erst um, musterte das Stückchen Welt, in dem sie fortab leben sollte.

Ein geräumiges Zimmer, in das sie durch einen schmalen Vorraum gegangen war. Alte Mahagonimöbel, der ganze Raum durchweht, überflutet von einer grünlichen Dämmerung, erzeugt von den letzten, durch das Laub der Bäume dringenden Strahlen der Sonne vor den Fenstern.

Sophie stand und ließ den hübschen Eindruck einige Sekunden auf sich wirken. Sie dachte im Augenblick nicht daran, in welcher Eigenschaft sie hierher gekommen, sie betrachtete ihre Umgebung, wie man auf Reisen, am Ziel angelangt, ein Zimmer ansieht, in dem man eine Weile leben soll.

Langsam schritt sie dann bis zu der geöffneten Tür des Nebenraumes. Ein breites Bett, zwei große

Digitized by Google

Schränke, Stühle und eine Waschkommode, alles aus dem gleichen Holze, in denselben Formen wie im ersten Zimmer. Sie trat ans Fenster und sah in den Park hinunter. Keine Menschenseele war zu sehen, still lagen die Parkwege vor ihr.

An der Tür des Wohnzimmers klopfte es, Fräulein Schubert kam, um sie zum Essen zu holen.

„Bei Tisch treffen Sie auch Xenia. Sie war mit ihrem Bruder Paul hinübergeritten auf das Gut des Großvaters.“

Das Speisezimmer war groß, hell erleuchtet, die Türen zur Veranda geöffnet.

Die hohen Büfette, in der Mitte der große Eßtisch — alles von nachgedunkeltem, fast schwarzem Eichenholz — machten den Eindruck, als ob sie schon Jahrhunderte an ihrem Platz ständen, wirkten im ersten Augenblick, in der tiefen Stille, in dem der große, hohe Raum lag, fast beklemmend — wie eine vergessene Einsamkeit, ein Eindruck, der jedoch sofort verblich, als sich die Tür öffnete und Xenia Pawlowna eintrat.

Sie kam auf Sophie zu und reichte ihr die Hand. „Frau v. Trebnitz — willkommen!“

Das junge Mädchen sprach diese Worte, noch ehe Fräulein Schubert Zeit gefunden hatte, Sophie vorzustellen. Diese fühlte sich durch die Herzlichkeit des Empfangs warm berührt, so daß sie die Hand des jungen Mädchens in der ihrigen behielt, ihm sekundenlang in die blauen Augen sah, die mit dem dunklen, sich bauschig an die Schläfen legenden Haar eine Schönheit aus ihm machten.

Wie ein Kind noch, dachte Sophie, als ihr Blick weiter über die schlanke Gestalt in dem weißen, enganliegenden Kleide, über die dünnen Arme und den

Digitized by Google

zarten Hals glitten. Fast willenlos zog sie Xenia an sich und küßte sie auf die Stirn.

Alice Schubert stand verwundert, fast mit ein wenig Neid erfüllt, neben den beiden. Ihr ging durch den Sinn, wie sie vor Jahren hier angekommen, verschüchtert, in Furcht, das vornehme Haus zu betreten, von Zweifeln geplagt, ob sie da hineinpassen würde, noch mit dem Schmerz über die Trennung von dem Verlobten kämpfend, der einen bescheidenen Posten an einer Schule in Dresden angetreten mit der kargen Aussicht, daß sie beide arbeiten und sparen wollten, bis —

Sie hatte nicht bemerkt, daß inzwischen Baumeister mit seinem Zögling eingetreten, schrak zusammen, als diese plötzlich neben ihr standen und Baumeisters Stimme ertönte.

„Gestatten Sie. — Paul, verbeug dich."

Es hätte der Ermahnung Baumeisters nicht bedurft, denn der hübsche Junge, der der Schwester auffallend ähnlich sah, dienerte, nachdem er Sophie eine Sekunde lang angestarrt, schon zum dritten Male vor ihr, er schien ganz hingerissen von so viel Schönheit, die er offenbar nicht erwartet hatte.

Bei Tisch ging es anfangs noch ein wenig schweigsam zu, man tastete noch gegenseitig an sich herum. Als jedoch später am Abend, nach einem Spaziergang durch den Park, auf der Veranda Tee getrunken wurde, hatte man sich schon zurechtgefunden.

Baumeister hatte inzwischen den Vornamen von Sophies Vater erforscht — Karl, wie er selbst — also: Sophie Karlowna, den Namen des Vaters an den eigenen Namen angesetzt, wie es in Rußland Sitte ist — das klingt hübsch, verbindet, gibt ein Gefühl der Gemeinsamkeit.

Digitized by Google

Sophie nahm das gern an, und so schwirrten bald die Anreden über den Tisch: Sophie Karlowna, Karl Karlowitsch — nur die Anrede von Fräulein Schubert blieb. „Ist auch nicht gut anders möglich. Denken Sie sich, Sophie Karlowna, der Papa unseres verehrten Fräuleins hieß Hieronymus — Alice Hieronymussowna, einfach undenkbar!“

Sophie erfuhr an diesem Abende noch, daß Lasarews ein großes Gestüt hätten, daß ihre Pferde, sowohl die Reitpferde als auch die Traber, berühmt wären, daß Xenia und Paul leidenschaftliche Reiter seien, Xenia im Herrensattel ritt — für Sophie eine Erleichterung, da sie schon gefürchtet hatte, hier dadurch Anstoß zu erregen —, daß auch Baumeister ein vortrefflicher Reiter sei, nur Fräulein Schubert diese Kunst nicht hatte erlernen können.

„Wie bei der Namensgeschichte,“ sagte Baumeister.

Nach dem Tee begleitete Fräulein Schubert Sophie wieder auf ihr Zimmer.

„Darf ich noch etwas eintreten? Vielleicht ist es Ihnen angenehm, wenn ich Ihnen noch diesen und jenen Wink gebe.“

Sophie war sehr erfreut darüber, sie hatte selbst schon darum bitten wollen, denn es lag ihr viel daran, über ihre Pflichten orientiert zu sein.

„Also zur Hauptperson für Sie: Xenia — ein gutes, ich kann sagen, ein prachtvolles Mädel. Sie werden einen leichten, angenehmen Verkehr mit ihr haben. Es ist wohl das beste Zeugnis, das ich ihr ausstellen kann, wenn ich sage, daß mir die Trennung von dem Mädchen sehr, sehr schwer fällt. Von sehr weichem, tiefem, zur Schwärmerei neigendem Gemüt, will sie zart und liebreich behandelt sein — da erscheint sie mir bei Ihnen in den besten Händen. Mit Paul haben Sie wenig

Digitized by Google

zu schaffen, den hat Doktor Baumeister in den Händen. Auch er ist ein guter Junge, natürlich schon in Sie verliebt, wie könnte das auch anders sein!"

Sie nahm Sophies Hand und streichelte sie.

„Herrn Lasarew und Frau haben Sie kennen gelernt, wenigstens mit ihnen gesprochen. Er ist ein Edelmann durch und durch, ein vornehmer Mann in jeder Beziehung. Die Frau, bis auf ihre Nerven, ganz erträglich. Wie mir scheint, liebt sie ihren Mann sehr, ist wohl auch eifersüchtig, läßt ihn nicht gern allein. Er muß sie fast stets auf ihren Reisen begleiten. Bleibt noch Doktor Baumeister, oder nicht Doktor — ich nenne ihn eben so — ein Mensch, ganz Herz und Seele. Mit dem Personal haben Sie nichts zu tun, auch mit der Wirtschaft nicht, und dafür können Sie Gott danken, wie ich es getan. Für eine Deutsche ist es beinahe eine Unmöglichkeit, sich da zurechtzufinden. Der weibliche Teil wird von der Wirtschafterin, die ich Ihnen übrigens morgen vorstellen werde, geleitet, der männliche untersteht dem Hausmeister, den Sie heute im Eßzimmer gesehen haben. Aus wie viel Köpfen der eine und der andere Teil besteht, weiß ich nicht, die meisten Gesichter sind mir fremd geblieben, denn es läuft eine Unzahl Volk im Hause herum: Diener, Hausmädchen, Wäscherinnen, Näherinnen, Köche, Küchenjungen, Stalljungen und noch andere. Dazu kommen noch die Gestütsleute: Trainer, Bereiter, Fahrer und wieder Stalljungen — diese ganze Gesellschaft wohnt drüben im Gestüt, die bekommt man nur selten zu sehen, nur hin und wieder, wenn einer mit Meldung ins Haus geschickt wird. Sie sehen — ein ganzes Reich für sich. — Und nun gute Nacht, schlafen Sie fest und gut! — Doch noch eins — glauben Sie, daß Sie mich in einigen Tagen entbehren können, daß ich dann fort kann? Frau Lasarewa hat

Digitized by Google

mir geschrieben und mich gebeten, Ihnen in den ersten Tagen, bis Sie sich eingelebt, zur Seite zu stehen. — Ja, Sie sind einverstanden, daß ich Ende der Woche reise? Herzlichsten Dank und nochmals gute Nacht!"

Sophie war allein. Sie trat von der Tür zurück, bis zu der sie Alice Schubert das Geleit gegeben, machte ein paar Gänge durch das Zimmer und blieb dann am offenen Fenster stehen.

Tiefdunkle Nacht draußen, kaum noch die Umrisse der Bäume zu erkennen, und doch schien es Sophie, als ob sie eine Gestalt auf dem Wege, der auf das Haus zuführte, sich bewegen sähe.

Plötzlich blieb die Gestalt stehen — vielleicht hatte sie das erleuchtete Fenster in Sophies Zimmer bemerkt, dies sie zurückgehalten, denn auf einmal war sie verschwunden.

Sophie wurde es unheimlich, sie schloß schnell das Fenster, löschte die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer.

Erst im Bette beruhigte sie sich. Vielleicht war es nichts gewesen, eine Einbildung, durch die vielen neuen Eindrücke von ihren durch die lange Reise aufgestörten Nerven hervorgerufen, oder es war ein zum Hause Gehöriger, der einen Gang durch den Park gemacht und nun zurückgekehrt war. Bei der Menge Menschen, die, wie ihr die Schubert geschildert, im Hause und in dem nach der Landstraße liegenden Wirtschaftsgebäude und bei der Stallung wohnten, ließ sich das leicht erklären.

Doch sie wurde von neuem aufgeschreckt. Lautes, wütendes Hundegebell drang bis zu ihr, das eine Weile andauerte, dazwischen glaubte sie Stimmen, Rufe zu hören — dann wieder lautlose Stille.

Noch eine Weile horchte sie, wurde müde und schlief ein.

Digitized by Google

Am anderen Tage hatte sie beinahe vergessen, was sie gehört, und glaubte, als sie sich daran erinnerte, geträumt zu haben.

Doch am Frühstückstische sprach Baumeister davon. „Haben Sie sich erschreckt, Sophie Karlowna? Die Hunde im Zwinger haben Lärm gemacht, irgend jemand muß durch den Park gegangen sein, trotzdem es streng verboten ist, dort herumzulaufen. Jeder, der ausgeht, soll über den Hof zurückkommen. Aber der Weg ist weiter, führt hintenherum, da klettert so 'n Bengel lieber über die Mauer — na, wartet nur, ich habe schon befohlen, heute nacht ein paar Hunde freizulassen, die werden den Weg schon weisen."

Ein Diener meldete, daß Peter Petrowitsch Lepeschow draußen sei und bäte, hereinkommen zu dürfen.

Baumeister lachte. „Was hat denn der schon wieder? Es ist noch nicht zehn Uhr. Aber laß ihn nur herein." Er wendete sich an Sophie. „Sie werden ein Original kennen lernen, einen Gerichtsvollzieher mit weichem Herzen. Sie dürfen sich auch nicht wundern, Sophie Karlowna, daß ich hier so den Herrn spiele, aber in der langen Zeit, in der ich hier bin, ist aus dem Lehrer und Erzieher ein Mädchen für alles geworden. Der Gutsverwalter wohnt auf dem Gestüt — ich bin hier schneller zur Hand."

In der Tür erschien ein großer, starker Mann, trotz der warmen Jahreszeit mit langem schwarzen Rock bekleidet. Ehe er eintrat, verbeugte er sich rechts und links, auch als er auf Baumeisters Aufforderung näher kam, tat er dies noch und wischte sich dabei mit einem großen, bunten, baumwollenen Taschentuch über Stirn und Backen.

„Nun, Peter Petrowitsch, was bringen Sie uns?"

Digitized by Google

„Ach, Karl Karlowitsch, schon wieder bin ich hier mit einer Bitte. Das Herz bricht mir —“

Er rieb sich von neuem die Stirn und schielte dabei nach dem Tisch hin, nach all den guten Dingen, die dort standen.

Fräulein Schubert schenkte ihm ein Glas Tee ein. „So, stärken Sie sich erst.“

Er trank einen Schluck. „Sie wissen ja, wie schwer es mir wird, aber was soll ich machen, ich muß doch — mein Gott, mein Gott, wie habe ich mich nur überreden lassen können, das Ämtchen —“

„Na, trösten Sie sich, Peter Petrowitsch, sagen Sie, was los ist.“

„Ja, ja — der Kusma Iwanow, der alte Kerl, hat den Schankwirt nicht bezahlt. Saufen müssen die Bauern, es geht doch nicht anders. Der Wirt hat ihn verklagt — vierzig Rubel — nun sollte ich heute pfänden, ein Schäfchen oder ein Kühchen — da heult der Kerl, rutscht auf den Knien — ich konnte es nicht mehr mitansehen, bin fortgelaufen, hierher zu Ihnen — hier ist der Vollstreckungsbefehl —“

„Das ist ja traurig, aber was können wir dabei machen?“

Xenia bat: „Karl Karlowitsch, zahlen Sie doch!“

„Wovon? — Peter Petrowitsch, es geht diesmal nicht, der Herr ist verreist —“

Wieder bat Xenia: „Papa hätte es auch getan. Sie brauchen das Geld doch nur auszulegen.“

„Das ist sehr schön, Xenia Pawlowna, aber ohne den Papa darf ich doch nicht —“

„Aber Sie sollen —“

„Also auf Ihren Befehl, Xenia Pawlowna, gut — verdient hat der Kerl es nicht. Morgen — ach, was sage ich, heute noch borgt er wieder und säuft weiter.“

Digitized by Google

Er wendete sich an den Gerichtsvollzieher. „Lassen Sie sich das Geld im Gestütskontor auszahlen, aber schaffen Sie sich ein anderes Herz an, die Bauern danken es Ihnen doch nicht. Haben Sie schon vergessen, wie sich die Kerle gebärdet haben, damals —“

Lepeschow trank schnell seinen Tee aus, löffelte das Tellerchen mit Fruchtgelee, das ihm Fräulein Schubert hingestellt, schmatzend aus, dann erhob er sich. Noch schluckend, sich die Lippen leckend, verbeugte er sich. „Danke, danke — und das andere, Karl Karlowitsch — schlimm sind die Bauern nicht, gute Tierchen — damals — na ja — die Studentchen, die sich hier herumtrieben — Sollen auch jetzt wieder so ein paar hier sein. Gesehen habe ich sie nicht, nur erzählt hat man es mir, müssen aufpassen —“

Unter vielen Bücklingen empfahl er sich, der Diener öffnete ihm weit die Tür, sonst wäre er mit dem Rücken dagegengelaufen.

Baumeister blieb schweigsam, als der Besuch verschwunden war, denn das, was ihm Lepeschow gesagt, machte ihn nachdenklich.

Nach einigen Tagen reiste die Schubert ab. Sophie, Xenia und Paul gaben ihr eine Strecke weit zu Pferde das Geleite, Baumeister schickte drei Reitknechte hinterher — für alle Fälle, denn der Weg führte streckenweise durch den Wald.

Während sie fort waren, kam Besuch. Der Großvater, Boris Nikolajewitsch Safronow, war von seinem Gute herübergekommen, um, wie er sagte, nach Ordnung zu sehen.

Dabei lachte er und klopfte Baumeister auf die Schulter. „Weiß ja, Karl Karlowitsch, daß unter Ihrer

Digitized by Google

Aufsicht alles gut geht, wollte mir auch eigentlich nur die neue Gesellschafterin ansehen. Verlieben Sie sich nur nicht in die Landsmännin, denn die scheint ja ein verwünscht schönes Weib zu sein."

Trotzdem Safronow also offenbar schon vorbereitet war, machte er doch große Augen, als er Sophie sah.

Nicht viel fehlte, so hätte er ihr bei der Begrüßung die Hand geküßt. Aber er fing sich noch im letzten Augenblick ab. Gesellschafterin — nein, oder nur unter vier Augen!

Während er lebhaft mit seinen Enkelkindern plauderte, ließ der alte Herr von Sophie kaum einen Blick, so daß Paul seine Schwester heimlich anstieß.

„Sieh doch nur den Großpapa, Sophie Karlowna scheint ihm ja ausnehmend zu gefallen," flüsterte er ihr zu.

Xenia kniff ihn in den Arm. „Schweig doch! Was du dir gleich denkst!"

Auch Sophie entgingen seine Blicke nicht, denn jedesmal, wenn sie aufsah, begegnete sie seinen Augen. Der alte Herr schien nur für sie und zu ihr zu sprechen. Übrigens war er ein Mann, der trotz seiner sechzig Jahre mit seiner hohen, fast noch schlanken Figur, den lebhaften Augen noch lange nicht im Schatten stand.

Er sprach viel von Berlin, schwärmte für die Stadt. „Wohl meine schönste Zeit habe ich in Berlin verlebt als junger Botschaftsattaché. Aber auch später, so oft ich dort hinkam, bot mir der Aufenthalt stets großen Genuß — ist ja auch 'ne prachtvolle Stadt, dieses Berlin. Nun, meine Urgroßmama mütterlicherseits stammte aus Deutschland, das verleugnet sich nicht —"

„Aber Großpapa," rief Paul lachend, „davon wissen wir ja gar nichts!"

„Es ist aber so. Sucht nur mal ordentlich unseren Stammbaum nach, da werdet ihr's finden."

Digitized by Google

Nach einer Stunde erst verabschiedete er sich. Als er aufstand, merkte Sophie, wie er sich Mühe gab, Leichtigkeit in seine Bewegungen zu bringen, um nicht sehen zu lassen, daß seine Knochen vom Sitzen steif geworden waren.

An einem der nächsten Tage traf von Frau Lasarewa Nachricht ein. Sie schrieb an Xenia, daß sie die Reise wohl abkürzen würden, da ihr Gatte nach Petersburg müsse.

Paul erhob ein Freudengeschrei. „Dann gehen wir im Winter wohl alle nach Petersburg statt nach Moskau. Das wäre herrlich, ich trete dann ins Pagenkorps —“

Er stockte und sah auf Baumeister, denn er fürchtete, daß er diesen durch seinen Freudenausbruch verletzt haben könnte — das Pagenkorps hieß doch Trennung von seinem Erzieher.

„Karl Karlowitsch, Sie bleiben natürlich bei mir, ohne Sie gehe ich nicht!“

„Karl Karlowitsch wird dann auch Page,“ meinte Xenia.

Sie lachten alle, auch Baumeister.

„Wird sich schon Rat finden, Paul, noch ist es nicht so weit. Und jetzt wollen wir vorläufig noch ordentlich lernen. Komm nur, wir machen uns gleich an die Arbeit.“

Xenia ging mit Sophie in den Park, wo sie ihr einen hübschen Platz zeigen wollte.

Baumeister rief ihnen nach: „Bitte, nicht zu weit und nicht aus dem Park heraus! Es — es ist zu heiß. Nehmen Sie auch einen der Hunde mit!“

Xenia rief zurück: „Vor der Hitze kann der uns doch nicht beschützen! Aber ich will ihn mitnehmen, ich hole ihn mit aus dem Zwinger.“

Digitized by Google

Doch sie schien das vergessen zu haben, denn als sie mit Sophie durch den Park ging, sprach sie nur noch von der Stelle, die sie ihr zeigen wollte.

Es war ein am Ende des Parks gelegener, mäßig hoher Hügel, eingerahmt von uralten Bäumen, durch die hindurch man auf eine Schneise blickte, die die Parkmauer von dem auf der anderen Seite beginnenden Walde trennte. Einige Ruhebänke standen auf dem Hügel.

Xenia setzte sich und zog Sophie neben sich. „Ist es hier nicht schön, so ruhig, so — wissen Sie, Sophie Karlowna, hier habe ich immer das Gefühl, als ob ich beten müsse."

Sie schwieg und sah vor sich nieder.

Sophie betrachtete das liebliche, schmale Kindergesicht mit den langen, dunklen Wimpern, den Grübchen in den Wangen und den schöngezeichneten Lippen — so ganz anders erschien sie ihr als im häuslichen Kreise, wo sie sich lustig und froh gab. Als ob eine starke Melancholie das Mädchen gefesselt hielt, die auch auf sie übergehen wollte.

Sanft nahm sie eine der Hände Xenias in die ihrigen. „Was bewegt Sie, Xenia?"

Xenia hob die Augen zu ihr.

Sophie sah darin eine Träne. „Was haben Sie? Sie weinen? Warum gehen Sie hierher, wenn der Ort Sie trübe stimmt?"

Xenia schüttelte langsam den Kopf. „Das ist es nicht, das nicht allein. — Sophie Karlowna, darf ich Ihnen vertrauen?"

Sophie erschrak. Was hatte das Mädchen? Es war doch nicht möglich, daß dies halbe Kind schon verliebt war? Aber was sonst konnte sie in solch schwermütige, schwärmerische Stimmung bringen? „Ob Sie mir

Digitized by Google

vertrauen dürfen? Warum nicht? Was hat Sie denn so trübe gestimmt?“

Sie erhielt keine Antwort, Xenia schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Sie hatte sich erhoben, war zu der Brüstung getreten, die den Hügel einschloß, spähte zum Wald hinüber, als ob sie ein Geräusch gehört.

Sophie folgte ihren Blicken. Unter den Bäumen hervor trat ein Mann, der hastig die Schneise überschritt, als ob er sich dem wartenden Mädchen nähern wollte, dann aber plötzlich umkehrte und wieder im Walde verschwand.

Was war geschehen? Hatte Xenia ihm ein Zeichen gemacht? Sophie wußte es nicht, denn alles war so schnell gegangen, daß sie ganz verblüfft war.

Nur daß es ein junger Mann mit feinen Gesichtszügen, zu denen die bäurische Kleidung nicht paßte, gewesen, hatte sie sehen können.

Sie tat, als ob sie nichts bemerkt hätte, wartete ein paar Minuten, dann fragte sie: „Nun, Xenia, Sie antworten nicht?“

Langsam löste sich das Mädchen von ihrem Platze und kam zu Sophie. „Haben Sie ihn gesehen?“

Sophie schüttelte den Kopf.

Xenia setzte sich wieder zu ihr. „Sophie Karlowna, ich möchte Ihnen so gern alles sagen, aber —“

„So sprechen Sie doch!“

Das klang fast ungeduldig, schüchterte Xenia ein. Ein Weilchen blieb sie still, dann schien sie überlegt zu haben. Sie atmete tief auf, lehnte sich wieder an Sophie, und so, ohne aufzusehen, sprach sie leise, fast tonlos: „Im vorigen Jahr habe ich ihn in Moskau kennen gelernt. Durch einen Zufall. In der Nähe unseres Hauses — ich wollte schnell über die Straße, an einem

Digitized by Google

Wagen vorüber, stolperte aber und wäre fast unter die Pferde geraten. Er sprang zu und hob mich auf. Er hat mir das Leben gerettet. Er ist ein Student, Sergei Beleussow heißt er, eine adelige Familie. Ich habe ihn dann noch einigemal wiedergesehen, er hat mich erwartet, wenn ich ausging. Jetzt ist er hierher gekommen. Er geht wie ein Bauer gekleidet, will nicht erkannt sein. Er liebe mich, hat er gesagt, ich mußte ihm versprechen, ihn ab und zu hier zu treffen. Daß er heute kommen würde, habe ich nicht gedacht, wir treffen uns hier gewöhnlich zu einer späteren Stunde. Ich wollte schon alles Mama erzählen, doch das hat er mir verboten. Er sei arm — da würden meine Eltern Schwierigkeiten machen. Wir müßten noch warten, er habe Großes vor —"

„Und Sie, Xenia, wie steht es um Sie, was sagt Ihr Herz?"

„Ach, Sophie Karlowna, das ist es eben, ich weiß nicht — ich, ich fürchte mich vor ihm."

Sophie verbarg ein Lächeln. Schlimm schien ihr die Sache nicht zu stehen. „Aber warum treffen Sie sich dann mit ihm, das ist doch ein Unrecht, so hinter dem Rücken Ihrer Eltern. Ihre Mama würde gewiß sehr traurig sein, wenn sie davon erführe."

„Das ist es ja eben, was mir so großen Schmerz verursacht. Verstehen Sie, Sergei hat mir das Leben gerettet, ich darf ihn doch nicht zurückstoßen, ich muß doch gehorchen, wenn er es verlangt."

Sophie dachte an ihre eigene Jugend zurück, an die Zeit, als sie fünfzehn, sechzehn war. Sie und ihre Berliner Freundinnen hätten schon gewußt, ob sie jemand liebten oder nicht — solch zarte, unbewußte Herzen wie dieses hier gibt's nicht in Berlin, dort reift man schneller heran. Ein zwölfjähriges Kind ist dort selbständiger als dies Mädchen hier neben ihr.

Digitized by Google

Jetzt begriff sie auch, wie es möglich war, daß sich ganz junge Mädchen schon von dem politischen Wirrwarr, von all diesen utopischen Ideen betören und mitreißen lassen. Schnell mußte hier ein Ende gemacht werden, das Kind ging sonst an ihrem Gemüt zugrunde.

„Wollen Sie mir folgen, Xenia, wollen Sie mir ganz vertrauen?“

Xenia nickte eifrig.

„So hören Sie. Sie dürfen diesen Herrn nicht wiedersehen. Auf keinen Fall —“

„Das geht nicht. Ich war einmal fortgeblieben, da ist er nachts über die Parkmauer gestiegen, um bis zu meinem Fenster zu kommen. Jetzt hat Karl Karlowitsch befohlen, nachts ein paar Hunde in den Park zu lassen — Sie wissen das ja, Sophie Karlowna. Die zerreißen ihn, wenn er sich nochmals im Parke zeigt.“

„Haben Sie ihm das gesagt?“

„Er hat gelacht. Er fürchte keine Hunde.“

„Seien Sie überzeugt, er wird nicht mehr über die Mauer klettern.“

„Doch, er ist bewaffnet, er hat stets einen Revolver bei sich, er hat ihn mir gezeigt.“

„Aber wiedersehen dürfen Sie ihn nicht, unter keinen Umständen, das müssen Sie mir versprechen. Geben Sie mir die Hand darauf, gehen Sie auch nicht mehr allein aus.“

Xenia legte zögernd ihre Hand in die Sophies. „Aber es darf ihm nichts geschehen. Hören Sie, Sophie Karlowna — ich könnte das nicht überleben.“

Sie standen auf und gingen durch den Park zum Hause zurück. Sophie dachte darüber nach, was sie tun sollte.

Sie bezweifelte, daß Xenia ihr Versprechen, jenen Menschen nicht wiederzusehen, halten würde. Wenn

Digitized by Google

es dem Manne gelingen sollte, sich ihr wieder zu nähern, würde sie tun, was er von ihr verlangte. Sie war imstande, mit ihm auf und davon zu gehen. Ob sie selbst mit ihm sprechen, ihm vorstellen sollte, welch frevelhaftes Spiel er mit dem Kinde trieb?

Nur einen Augenblick tauchte dieser Gedanke auf. Das war ja ganz ausgeschlossen — sie fürchtete sich vor dem Mann. Wer konnte wissen, was für ein rabiater Kerl das war. Zweifellos auch einer von denen, die die Welt umformen wollen. Solche Menschen sind zu allem fähig.

Aber allein konnte sie das Geheimnis nicht tragen, es drückte sie schon jetzt wie eine schwere Last. Vielleicht sprach sie mit dem Großvater? Das war doch der nächste, der einschreiten mußte.

Davon hielt sie aber doch ein unklares Gefühl zurück. Nicht, daß sie sich scheute, das ihr von Xenia geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen — darüber mußte sie hinweg, denn es galt Wichtigeres, die Zukunft, das Leben des Mädchens stand auf dem Spiel, ein schweres Unglück mußte verhütet werden. Etwas anderes war es, was ihr vorschwebte: der alte Herr hatte ihr so sehr den Hof gemacht, daß sie es nicht über sich brachte, sich mit ihm über eine solche Sache, eine Liebessache, auszusprechen. Wie leicht konnte er andere Schlüsse daraus ziehen, meinen, daß sie sich an ihn herandrängen wolle.

Plötzlich fiel ihr ein, und sie war ganz erstaunt, daß sie nicht gleich darauf gekommen: Baumeister — das war der richtige Mann, dem mußte sie sagen, was vorging, der würde Rat schaffen.

„Karl Karlowitsch, ich bummle noch ein bißchen im Park.“

Digitized by Google

Schnell hatte Paul seinen Tee ausgetrunken und war von der Veranda verschwunden. Baumeister hielt ihn nicht zurück, wenn er auch gesehen hatte, wie der Junge vorhin mit einem Jägerburschen getuschelt — es war wohl ein Pirschgang auf Marder im Park verabredet.

Auch Xenia stand bald nachher auf. „Ich habe ein wenig Kopfweh und lege mich hin — gute Nacht!"

Sophie blieb mit Baumeister allein zurück. Jetzt war der Augenblick gekommen, sie mußte sprechen, sich von dem Druck, der tagsüber auf ihr gelastet, befreien.

Doch sie zögerte, sie fand keinen Anfang, empfand plötzlich, als ob sie die eben eingetretene Stille noch zurückhalten müsse, nicht stören dürfe, denn auch Baumeister schien in Gedanken versunken.

Das wirkte auf sie zurück, eine träumerische Stimmung kam über sie.

Sie lehnte sich in den Korbsessel zurück und sah in die Dunkelheit hinaus.

Nur ein mäßiger Raum auf der Veranda war von der über dem Tische hängenden Lampe erhellt, vor ihren Blicken stand der Park in undurchdringbarer Finsternis.

Gespensterhaft warfen um die Lampe herumschwirrende Nachtfalter ihre Schatten auf das weiße Leinen des Tuches, lautlos bewegten sie sich, zuckten hin und her, verschwanden, tauchten wieder auf.

Eine Eule schwebte mit klagendem Ton vorüber, dann herrschte wieder tiefe Stille.

Bewegungslos standen die mächtigen Bäume, kein Blatt regte sich, ein Duft von Laub und Erde erfüllte die Luft.

Von dem Hundezwinger herüber ein kurzes Auf-

Digitized by Google

bleffen, im Schlafe ausgestoßen, gleich darauf wieder lastende Stille.

Sophie wußte nicht, wie lange sie so vor sich hin geträumt, sie hatte sich einwiegen lassen, gedankenlos dagesessen, die köstliche Nacht wie eine Wohltat empfindend.

Plötzlich fuhr sie auf, es hatte sich etwas bewegt. Als ihr Auge aus der Dunkelheit zum Lichte zurückkehrte, sah sie Baumeister, der sich erhoben hatte.

„Ein schöner Gesellschafter bin ich. Hab' wohl gar geschlafen, wenigstens geträumt. Sie denken gewiß, der ist hier schon ganz verbauert.“

Sie wehrte ab. „Mir ist es nicht anders ergangen, habe auch geträumt —“

Was sie sagen gewollt, hatte sie vergessen. Erst jetzt fiel ihr das wieder ein, lag schwer auf ihr.

Baumeister hatte sich wieder gesetzt. Er schien von seiner vorherigen Stimmung noch nicht ganz befreit, denn ehe Sophie das erste Wort fand, fing er an über das Leben in Rußland, insbesondere hier in der Einsamkeit, zu sprechen. Ob es ihr hier gefalle, oder ob sie schon Sehnsucht nach Deutschland spüre.

Obgleich Sophie in Gedanken noch immer mit dem beschäftigt war, was sie sagen wollte, fühlte sie doch heraus, daß Baumeister gern mit ihr geplaudert hätte. Sie begriff auch, daß es ihm, der hier nun schon jahrelang lebte, darum zu tun war, die Stunde, die sie hier allein saßen, auszunützen.

So ging sie darauf ein, verschob das andere auf später. „Sie fragen das in so wehmütigem Ton. Fühlen denn Sie sich hier nicht zufrieden?“

Er bewegte bedächtig den Kopf. „Ja doch, ich bin gern hier. Nur manchmal kommt es so über mich: bist hängen geblieben, was wird noch werden, bist wohl

Digitized by Google

schon für deine Heimat verdorben, paßt nicht mehr hin. — Sehen Sie, Sophie Karlowna, acht Jahre sitze ich hier nun schon, da hat man sich hineingewöhnt in das breite, großzügige Leben. Kaum kann ich mir noch vorstellen, daß es einmal anders war, wieder anders werden soll. Und es ist doch so anders gewesen. Doch was schwatze ich Ihnen da unaufgefordert von mir — verzeihen Sie, das interessiert Sie ja gar nicht."

„Doch, Karl Karlowitsch, sprechen Sie nur, das interessiert mich sehr. Ich will mich doch hier einzuleben, Vergangenes zu vergessen suchen."

„Ja, es war anders, ganz anders. Natürlich trägt das Geld die Schuld wie immer. Für die Universitätszeit reichte es noch, aber ehe ich noch den ‚Doktor' machen konnte, war es aus mit dem bißchen, was mir von den Eltern geblieben war. Dabei habe ich nicht einmal flott gelebt, und doch — eines Tages konnte ich Rock- und Westentaschen umdrehen, es zeigte sich kein Markstück mehr. Da stand ich vor einer verschleierten Zukunft — an Staatsexamen war nicht zu denken, als ein Heidenglück mußte ich es ansehen, daß sich mir trotz des fehlenden ‚Doktors' die Stellung hier bot. Ich griff zu, dachte daran, so etwa auf ein Jahr herzugehen, dann zurück nach Deutschland, vielleicht nachzuholen. Blieb aber hängen. Ich habe es ja nicht bereut, fühle mich hier ganz wohl in meiner Haut, nur ab und zu, so wie heute, summt es mir im Kopf:

Doch schöner ist das Vaterland
Am grünen Strand der Spree.

Na, das ist nun doch anders, wenigstens habe ich das empfunden, als ich vor zwei Jahren ein paar Wochen draußen war. Eine Masse Menschen da, die mehr verstehen als unsereiner, es aber doch zu nichts

Digitized by Google

bringen. Für jedes Amt, für jede Stellung hundert Bewerber — man muß seinem Schicksal danken, daß man es noch so getroffen hat. Und doch möchte ich hier nicht sterben, denn man hat eigentlich nichts, wofür man lebt: fremdes Land, fremde Interessen, die einen nichts angehen. Man sehnt sich doch zurück. Ein Festessen zu Deutschlands Ruhm und Ehre genügt mir nicht, ich möchte in der Heimat sein, mitsprechen, mitwirken dürfen."

Er schwieg. Auch Sophie wußte nicht gleich etwas zu sagen.

Die Ruhe der Nacht webte wieder ihre Schleier um sie, die leblose Stille lag von neuem um sie her.

Plötzlich ein Knall, als ob ein Schuß ganz in der Nähe abgefeuert worden wäre. Gleich darauf folgendes Aufheulen und Bellen von Hunden.

Sophie war erschrocken aufgefahren. „Mein Gott!" rief sie laut.

Baumeister blieb ruhig sitzen. „Ängstigen Sie sich nicht. Das ist Pauls Büchse. Dem jungen Herrn werde ich morgen die Leviten lesen, denn es ist ihm streng verboten, hier im Park zu schießen."

Sophie konnte sich nicht gleich beruhigen. „Aber wenn doch jemand anders geschossen hätte? Wollen Sie nicht lieber nachsehen, Karl Karlowitsch —"

Baumeister stand auf. „Wenn es Sie beruhigt — gern. Ich wiederhole jedoch, ich kenne Pauls Büchse. — Na, da sehen Sie, wie recht ich hatte, dort kommt der Jäger. — Paul, Paul!"

Der rief schon von weitem: „Karl Karlowitsch, ich habe nicht geschossen, Gregor hat's getan. Ich hatte ihm meine Büchse zum Tragen gegeben —"

„Wozu hast du das Gewehr überhaupt mitgenommen? Im Park darf doch nicht —"

Digitized by Google

Paul war herangekommen. „Wir wollten doch weiter in den Wald, da sahen wir — dort am Hügel, wo die Bänke stehen — wie eine Gestalt über das Gitter zu klettern versuchte. Gregor schoß — nur um den Menschen zu erschrecken. Er ist auch gleich zurückgelaufen. Gregor will jetzt ein paar Hunde in den Park lassen —"

„Wird gewiß wieder einer gewesen sein, der sich den Umweg sparen wollte. — Na, geh jetzt nur schlafen, es ist spät geworden. Morgen werde ich die Sache untersuchen lassen."

Paul ging.

Baumeister wendete sich zu Sophie. „Sehen Sie, Sophie Karlowna, es war nichts Schreckliches. — Aber Sie sind ja ganz bleich, Sie zittern —"

Sie unterbrach ihn. „Es war gewiß etwas Schreckliches, Karl Karlowitsch, glauben Sie mir! Hören Sie jedenfalls, was ich weiß — ich wollte schon vorhin sprechen."

Als sie ihm gesagt hatte, was Xenia ihr anvertraut, saß Baumeister erst einige Sekunden stumm, dann stieß er heraus: „Ah, dieser Schuft — verzeihen Sie das unparlamentarische Wort — schimpfen lernt man hier leicht! Wie soll man so 'nen Kerl auch anders nennen? Er ist auch nicht allein hier, bestimmt nicht. Lepeschow sprach mir davon, daß sich hier wieder Aufwiegler sehen lassen. Unsere Bauern sind zuverlässig, haben es ja auch gut, aber unzufriedene Elemente gibt es überall. Und nun gehen Sie schlafen, Sophie Karlowna, schlafen Sie ganz ruhig, es geschieht nichts. Xenia gegenüber wollen wir uns nichts merken lassen — wir können auch nichts tun ohne die Eltern. Xenia ist ja noch ein Kind — sie fürchtet sich vor dem Kerl, weiter nichts. Von Liebe kann da wohl nicht die Rede sein. Wenn

Digitized by Google

er fort ist, wird sie sich bald beruhigen. — Also bis morgen, schlafen Sie wohl!“

Trotz der gehabten Aufregung war Sophie so müde geworden, daß sie fest schlief, und als sie mit einem unbestimmten Unbehagen erwachte, wurde dies durch den hellen, klaren Morgen bald verscheucht.

Sie fühlte fast Erstaunen darüber, welch großes Vertrauen sie zu dem ihr noch halbfremden Manne hatte, so daß sie ein paar Augenblicke darüber nachsinnen mußte, woher das wohl kommen möge, bis sie den einfachen, selbstverständlichen Grund fand: ein Deutscher, ein Landsmann — das allein war es, was ihr das Gefühl des Vertrauens und der Ruhe gab. Sie war nicht mehr einsam, sie hatte jemand, der sie beschützte.

Ganz froh ging sie zum Frühstück hinunter, sie freute sich, den Mann, der ihr, wie sie fühlte, zur Seite stand, sie auch ferner beschützen würde, wiederzusehen.

Am Frühstückstische aber fand sie nur Xenia und Paul.

„Karl Karlowitsch ist ganz früh fortgeritten. Mein Unterricht fällt heute aus.“

Paul sagte das, als ob er traurig darüber wäre, so daß Sophie lachen mußte und rief: „Sie Ärmster, was werden Sie nun mit Ihrem Tage anfangen?“

„Ach, wissen Sie, Sophie Karlowna, ich habe Xenia schon zugeredet, vielleicht — wenn Sie einverstanden sind, gehen wir zum Gestüt hinüber.“

Sophie wendete sich zu Xenia und suchte in ihrem Gesichte zu lesen. „Was meinen Sie, Xenia?“

„Wenn Sie mitkommen, Sophie Karlowna —“

„Gut, ich bin einverstanden, laßt mich nur erst meinen Kaffee austrinken.“

Digitized by Google

Sophie beeilte sich, und schon nach einer halben Stunde waren sie unterwegs.

„Erst gehen wir nach den Fohlenkoppeln, die kennen Sie noch nicht, Sophie Karlowna —“

Sophie empfand bei dem Anblick der Schar junger Pferde fast das gleiche Vergnügen wie die Kinder. Alle hatten Namen. Paul rief und lockte, viele kamen zum Zaun gesprungen, nahmen den Zucker, mit dem Paul sich die Taschen vollgestopft, aus der Hand und ließen sich über die Nase streichen.

Prächtige Tierchen — Sophie verstand etwas von Pferden und war ganz entzückt von dem Bilde. Nur schwer konnte man sich trennen.

Als sie in den am Walde hinlaufenden Weg einbogen, kam ihnen ein Trupp Bauern entgegen. Nicht wie Leute, die von der Arbeit kommen, müde, gedrückt, schon von weitem vor der Herrschaft die Mützen ziehend, sondern laut gröhlend, so daß Sophie zusammenschrak und umkehren wollte.

Paul hielt sie zurück. „Fürchten Sie sich nicht, Sophie Karlowna, es tut Ihnen keiner was. Die sind betrunken. Es soll nur einer wagen, heranzukommen, dafür bin ich doch da!“

Seine Augen blitzten, stolz, stramm aufgerichtet ging er neben Sophie. Auch Xenia blieb ruhig, ihr war das Bild nichts Neues.

Sophie beruhigte sich also auch, sie konnte sogar lächeln, als sie auf den Knaben sah, der ihr seinen Schutz versprach. Er erschien ihr in diesem Augenblick wirklich wie ein Mann, dem man sich anvertrauen konnte.

Als der Zug an ihnen vorüberkam, zogen einige der Bauern ihre Mützen und verbeugten sich, andere gröhlten weiter.

Digitized by Google

Darüber gab es unter ihnen einen Streit, besonders ein junger Kerl schien denen, die gegrüßt, Vorwürfe zu machen.

Der ganze Trupp blieb plötzlich stehen, einige stießen Schimpfworte und Flüche aus.

Sophie packte von neuem die Furcht. „Kommen Sie schnell, Paul!"

Doch der hatte sich schon umgewendet und rief den Bauern zu: „Wollt ihr wohl machen, daß ihr weiterkommt!"

Der junge Kerl, der vorhin schon geschimpft hatte, trat aus der Gruppe heraus, zog aus seinem Stiefelschaft ein Messer und ging damit auf Paul los.

In diesem Augenblick kam aus dem Walde ein Mann herausgelaufen — Sophie erkannte ihn sofort. Er trieb die Betrunkenen zurück.

In maßloser Furcht hatte Sophie Xenia und Paul mit sich gerissen und lief davon, dem Gutshause zu.

„Hoho, der Moszkwitsch!" brüllte der Messerheld. „Bist uns nachgelaufen, Jungchen, und willst die Herrenleute schützen? Habe ich's nicht gleich gesagt, daß alles Lüge ist — wart, du Hundesohn!"

Das Messer blitzte in der Luft. Aber in der nächsten Sekunde lag er schon heulend am Boden, ein Fußtritt gegen den Unterleib hatte ihn niedergestreckt.

Die anderen Bauern umstanden den Gefallenen und stierten auf ihn herunter. Nur ein alter, weißhaariger Mann trat vor. „Was kommt Ihr hierher und reizt die Leute auf? Ihr meint es doch nicht ehrlich — packt Euch fort!"

Einen Augenblick stand der Fremde stumm, seine Brust arbeitete, der Atem ging schnell, er rang nach Worten. Endlich brachte er stoßweise heraus: „Glaubt ihm nicht, Leute, glaubt ihm nicht. Ich meine es gut

Digitized by Google

mit euch. Aber wer hat euch befohlen, euch zu betrinken und wehrlose Frauen anzufallen? Habe ich euch nicht gesagt, ihr sollt warten, euch ruhig verhalten, nichts merken lassen? Eure Zeit wird schon kommen —"

„Sie ist schon da!"

Der Niedergeschlagene war, das Messer noch immer in der Faust, gedeckt von den um ihn Herumstehenden, auf den Knien näher gekrochen, sprang jetzt plötzlich auf und stieß dem Fremden das Messer in die Brust.

„Sie ist schon da, merkst du's jetzt, du Sohn einer Hündin?"

Röchelnd war der Getroffene zu Boden gesunken. Keine Hand rührte sich, um ihm zu helfen. Stumm sahen sich die Bauern an, nickten bedächtig oder schüttelten die Köpfe, dann setzten sie ihren Weg fort.

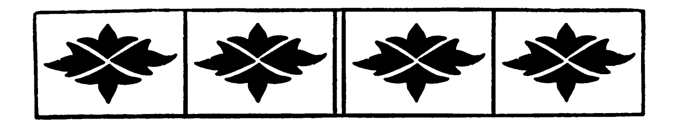
Schon nach wenigen Schritten stimmten sie ihren Gesang wieder an, am lautesten brüllte der Messerheld.

Es war nichts zurückgeblieben als ein Dunst von Fusel und stinkendem Tabakrauch — und der Verwundete.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google



Rosenzucht und Rosenschmuck.

Von Th. Seelmann.

Mit 12 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

(Nachdruck verboten.)

Wohl an keiner anderen Blume lassen sich die Fortschritte und Errungenschaften der modernen Kunstgärtnerei in dem gleichen Maße erkennen wie an der Rose. Schon im Altertum galt sie als die Königin der Blumen, aber wie erstaunt würden die Griechen und Römer sein, wenn sie den Farbenschmelz und den Formenreichtum unserer jetzigen Rosenfülle erblicken und bewundern könnten. Gibt es doch heute gegen viertausend Spielarten, die in edler Schönheit miteinander wetteifern, und werden doch noch immer neue Sorten gezüchtet, die durch ihre Farbenabtönungen und die Vornehmheit ihres Äußeren ihre bereits vorhandenen Schwestern überflügeln und womöglich verdrängen sollen.

Der eine Grund für die Mannigfaltigkeit in der Rosenzucht ist der, daß die Gattung der Rosen an sich schon ziemlich artenreich ist. Man zählt etwa hundert selbständige Arten. Sodann aber neigen die Rosen von selbst unter dem Einfluß des Klimas, Bodens und ihrer Konstitution zum freiwilligen Abändern in Farbe, Blüten- und Blätterform. Endlich aber hat besonders die Vertiefung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse an die Stelle des Zufalls bei der Hervorbringung neuer Sorten die zielbewußte Zuchtwahl gesetzt.

Digitized by Google

Die Stammpflanze der älteren europäischen Gartenrosen ist wahrscheinlich die rote Provencerrose, die in Südeuropa und im Orient schon in sehr frühen Zeiten



Madame Abel Chantenay; zart abgestufte Farbentöne, edle Blattstellung.

gezogen wurde. Eine uralte Gartenrose des Orients ist ferner die sogenannte Damaszenerrose, die im römischen Altertum als „Rose von Pästum“ bekannt war und damals bereits zweimal blühte, also wohl die erste Remontante ist. Sie verschwand dann lange Zeit aus

Digitized by Google

Italien. Zur Zeit der Kreuzzüge brachte sie der Ritter Robert de Brie aus Kleinasien nach Frankreich, wo sie sich stark verbreitete und später als Grundlage vieler Neuzüchtungen benützt wurde.

Ungefähr zur gleichen Zeit wurde aus Persien die



Madame Jules Graveraux; gelbliche Teerose, sehr üppig tragend.

in Büscheln überhängende, halbkugelige Blüten tragende Zentifolie eingeführt. Allmählich folgten noch andere Arten. Der Baseler Botaniker Bauhin kannte am

Digitized by Google

Ende des 16. Jahrhunderts neunzehn wilde Rosenarten und siebzehn Kulturrosen. Im Jahre 1780 gelangte aus Kanton die Bengalrose, 1807 aus China und Japan die Banksiarose und 1825 die Teerose nach Europa, die später die Mutter wurde von Maréchal Niel und Gloire de Dijon.

Einen großen Aufschwung gewann die Rosenkultur im Beginn des 19. Jahrhunderts, als ihr in der Kaiserin Josephine, der der Botaniker Bonpland zur Seite stand, eine eifrige Förderin erwuchs. Waren bis zu dieser Zeit schon vielfache Kreuzungen hervorgebracht worden, so mehrte sich die Zahl der Bastarde noch bedeutend, als mit der Erleichterung der Verkehrsverhältnisse noch weitere neue Formen nach Europa gebracht wurden und durch die Einsicht in die Befruchtungsvorgänge der Pflanzen die künstliche Hibridation oder Kreuzung ermöglicht und systematisch geübt wurde.

Um eine neue Rosenform zu gewinnen und dauernd fortzuzüchten, kann man verschiedene Wege einschlagen. Wie schon erwähnt, variieren die Rosen außerordentlich leicht. Man nennt solche durch zufällige Umstände entstandene Neuheiten „Sports“. Beispielsweise sind Sports die Bourbonrose und die Noisetterose. Bis etwa zum Jahre 1850 zog man nun neue Spielarten fast ausschließlich aus der Verwertung von Sports. Bemerkte ein Gärtner an einem Rosenstock Blüten, die durch die Färbung oder Form von den bekannten Sorten abwichen, so entnahm er dem Stock ein Pfropfreis und pfropfte es auf einen Wildstamm. Die sich entwickelnden Zweige trugen dann die neue Blütenform, und durch die Abtragung von weiteren Pfropfreisern, Augen oder auch Stecklingen sicherte er sich nun den Grundstamm zu seiner neuen Rosensorte. Auf

Digitized by Google

diese Weise sind die Rosensorten Kapitän Christy, Wunder von Lyon, Lady Gay, Lady Godiva, Karoline Testout und viele andere gewonnen worden.

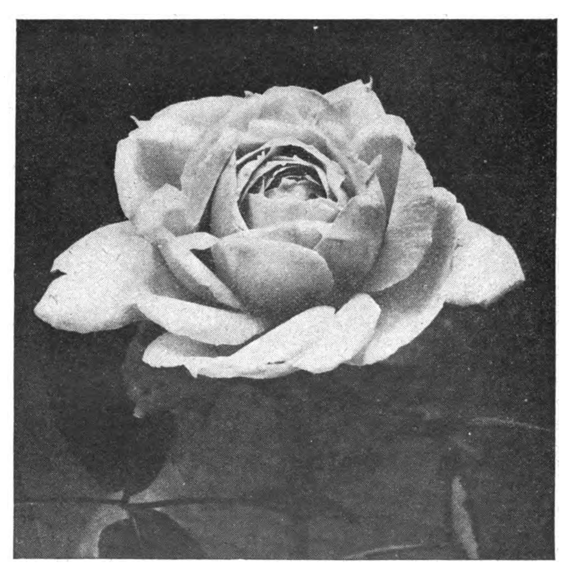


Schöne Siebrecht; wohlriechend und besonders gegen den Herbst hin von entzückendem Farbenschmelz.

Ein zweiter Weg war der, daß man den Samen von Edelrosen einsammelte und ihn aussäte. War nun während des Blühens der Fall eingetreten, daß, wovon wir sogleich noch eingehend sprechen werden, die Blüte der einen Art mit Hilfe des Windes oder eines

Digitized by Google

Insektes durch den Blütenstaub einer anderen Art befruchtet worden war, so umschloß der betreffende Same unter Umständen eine Vermischung der Merkmale der beiden Elternformen in sich, und der aus ihm hervorgehende Rosenstock trug dann auch eine neue Blüten-



Kapitän Christy; Remontante mit fleischfarbenem Ton.

form, die Ähnlichkeiten mit den Stammformen aufwies, auf der anderen Seite aber auch in Farbe und Gestalt von ihnen mehr oder weniger abwich. Hatte die neue Blüte eigenartige Reize, so wurde nun die neue Spielart durch Pfropfreiser, Augen oder Stecklinge weitergezüchtet.

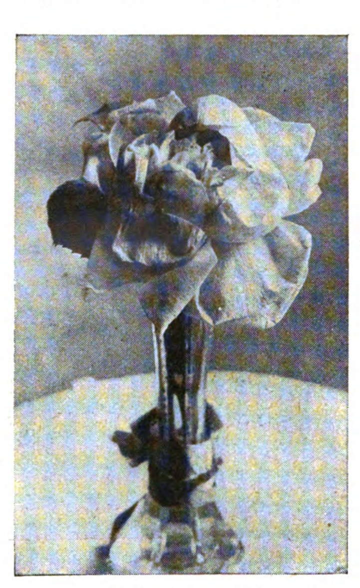
Es ist klar, daß bei diesem Verfahren der Gärtner von vielen Zufälligkeiten abhängig war und unter Um-

Digitized by Google

ständen sein ganzes Leben lang keine neue Form gewinnen konnte, die die Fortzucht verlohnte.

Diesem Übelstand ist heute der Gärtner durch die künstliche Befruchtung überhoben.

Betrachten wir eine Rose! In der Mitte der Blumenblätter sehen wir zwei Arten von Organen. Ein Gebilde mit rundem, grünlichem Kopf, der Stempel, stellt das weibliche Organ dar. An seiner Spitze trägt er die Narbe, während er in seinem unteren Ende die Samenanlagen birgt. Ringsherum um den Stempel stehen die männlichen Organe, die Staubgefäße, die in kleinen gelben Beuteln den befruchtenden Pollen enthalten.



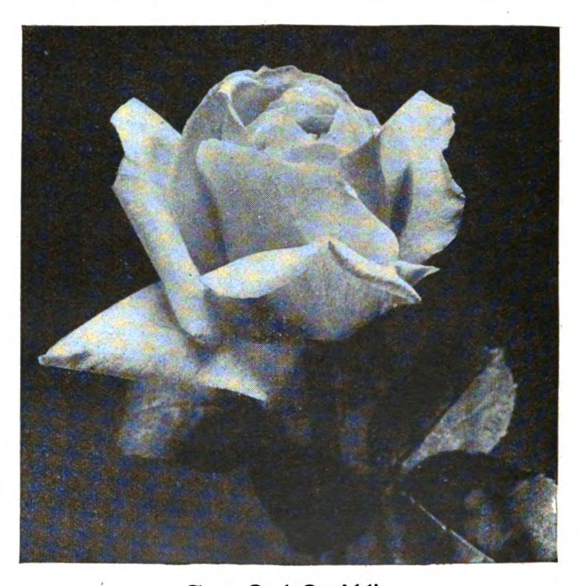
Karoline Testout; vereinigt viele gute Roseneigenschaften.

Wenn sich die Blüte zu entfalten beginnt, bedeckt sich die Narbe des Stempels mit einem klebrigen Schleim. Zu gleicher Zeit platzen die Beutel der Staubgefäße auf, und es quillt aus ihnen der Pollen heraus. Gerät ein Pollenkörnchen durch den Wind oder durch ein Insekt, das es fortschleppt, auf die Narbe, so bleibt es hier haften, treibt im Stempel einen Schlauch nach abwärts, und aus diesem Schlauch entleert sich nun der feine Pollenstaub auf die Samenanlagen, wodurch

Digitized by Google

die Befruchtung und damit die Ausbildung der Samen eintritt. Da die Rosen weibliche und männliche Organe zugleich tragen, so kann demnach bei ihnen Selbstbefruchtung erfolgen.

In diesem Fall wird die Blüte, die der später aus



Frau Karl Druschki;
weiße Remontante ohne Wohlgeruch.

dem Samen gezogene Rosenstock ansetzt, genau der mütterlichen Blüte gleichen. Ebenso wird keine Veränderung der Blüte hervorgebracht werden, wenn der Pollen einer Rose auf die Narbe einer benachbarten Rose, die sich an einem zweiten Rosenstock entfaltet hat, übertragen wird, sobald beide Rosenstöcke derselben Art angehören. Wohl aber wird möglicherweise eine Veränderung in der Zusammensetzung dieses Samens und

Digitized by Google

damit auch später an der von ihm abstammenden Blüte erfolgen, wenn zwei verschiedene Arten oder wenigstens zwei verschiedene Spielarten die befruchtende Verbindung miteinander eingehen.

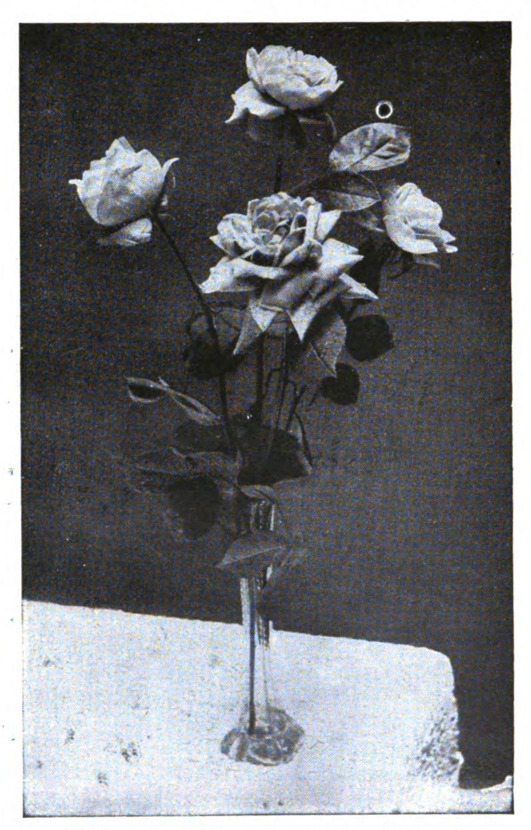


Richmond; dunkelrot und von vornehmer Form.

Diese letztere Vereinigung führt nun der Gärtner absichtlich herbei. Zu diesem Zweck ist es zunächst nötig, daß er die Selbstbefruchtung sowie die Verbindung von Pollen und Narbe von Rosen derselben Art oder Spielart verhindert.

Digitized by Google

Er geht dabei auf folgende Weise vor. Erscheint ihm eine Rose wegen ihrer Farbe oder Form geeignet,



Fehlerhafte Anordnung: kleine Vase mit langstieligen Rosen.

zur Hervorbringung einer neuen Spielart mit einer anderen ebenfalls interessanten Blüte verbunden zu werden, so öffnet er eines Morgens vorsichtig die Rosen-

Digitized by Google

knospe kurz vor der Zeit, in der sie sich voll entfalten würde. Zuerst überzeugt er sich mit der Lupe, daß



Fehlerhafte Anordnung:
hohe Vase mit zusammengedrängten Rosen.

noch kein Pollenkörnchen der eigenen Staubgefäße auf die Narbe gefallen ist. Man erkennt die Pollenkörnchen als kleine gelbe Höckerchen. Ist kein Pollenkörnchen

Digitized by Google

auf der Narbe sichtbar, so biegt jetzt der Gärtner die Rosenknospe seitlich nach unten und schneidet mit einer feinen Schere die unterhalb des Stempels stehende Hälfte der Staubgefäße ab. Dann biegt er die Rosenknospe nach der entgegengesetzten Seite um und schneidet nun die zweite Hälfte der Staubgefäße ab. Diejenigen Staubgefäße, welche sich nicht abschneiden lassen, werden mit einer Pinzette abgerissen. Schließlich untersucht der Gärtner noch mittels der Lupe, ob nicht ausgefallene Pollenkörnchen am Fuß des Stempels liegen geblieben sind. Die Selbstbefruchtung ist jetzt unmöglich gemacht.

Damit aber auch nicht eine Fremdbefruchtung durch den Pollen derselben Art oder einer überhaupt unwillkommenen Art, beziehungsweise Spielart, erfolgen kann, umhüllt er nun die Rosenknospe mit einem Gazebeutel.

Jetzt muß der Pollen für die künstliche Befruchtung gewonnen werden. Der Gärtner wählt sich dazu die Rose einer anderen Art oder besser Spielart aus, die wegen ihrer Eigenheiten seine Aufmerksamkeit erregt hat. Er schneidet von ihr die Staubgefäße ab, bevor noch die Staubbeutel aufgebrochen sind, und entleert den Pollen in eine kleine Pappschachtel. Der Pollen hält sich in ihr einen bis zwei Tage. Will man ihn länger aufbewahren, so muß man ihn in eine kleine, gut verschließbare Glasröhre schütten. In ihr bleibt er bis zu acht Tagen lebensfähig.

Nun kann der Hauptakt, die eigentliche künstliche Befruchtung, ausgeführt werden. Die von dem Gazebeutel umhüllte Mutterrose wird sich inzwischen voll entfaltet haben. Kurz nach Mittag, da dies die günstigste Zeit für die Befruchtung ist, nimmt der Gärtner die Gazehülle ab, betupft den eingesammelten Pollen mit

Digitized by Google

einem feinen Haarpinsel und überträgt den Pollen auf die Narbe. Nachdem er mit der Lupe untersucht hat,



Musterhafte Anordnung.

daß auch wirklich Pollenkörner auf der Narbe haften geblieben sind, umhüllt er die Mutterrose wieder mit dem Gazebeutel. Damit die Befruchtung auch sicher eintritt, wird dieselbe Operation nochmals am über-

Digitized by Google

nächsten Tag wiederholt. Nach zwei bis drei Tagen kann dann der Gazebeutel entfernt werden. An dem betreffenden Rosenstiel wird ein Schild mit den Namen der gekreuzten Spielarten befestigt.

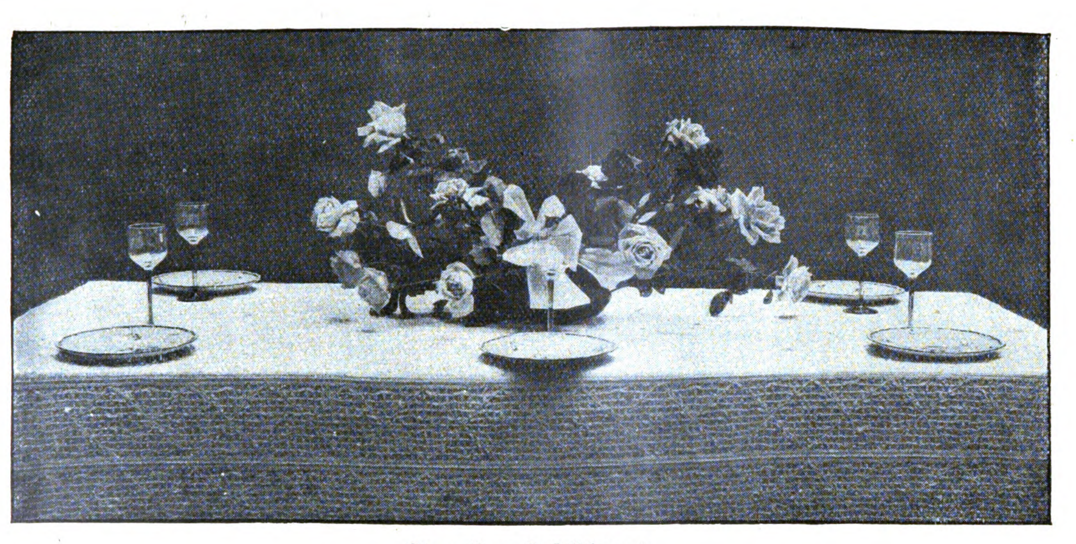
Im Oktober oder November können die reifen Hagebutten abgepflückt und aus ihnen die Samenkörner herausgenommen werden, die man dann auseinandergebreitet bis zum kommenden Frühjahr aufhebt. Die Zahl der Samenkörner in einer Hagebutte ist verschieden. Meist aber finden sich bei den Gartenrosen nur vier bis fünf vor.

Werden nun die Samenkörner ausgesät und sind aus ihnen Rosenstöcke hervorgegangen, so ist es möglich, daß sie zum Teil Rosen tragen, die der Mutterrose, und zum Teil solche, die der Vaterrose gleichen. Hat der Gärtner aber Glück, so zieht er an einem Stock auch Rosen, die die Eigenheiten der beiden Elternrosen in sich vereinigen, und damit hat er eine neue Spielart gezüchtet.

Um vor Enttäuschungen möglichst gesichert zu sein, ist es darum gut, die künstliche Befruchtung nicht nur an einer einzigen Mutterrose vorzunehmen, sondern an einer ganzen Reihe. Denn hierdurch gewinnt man desto mehr Samenkörner, und damit wächst zugleich die Aussicht, eine neue Rosensorte zu erzielen. Auch empfiehlt es sich, möglichst neue Spielarten miteinander zu kreuzen, damit man nicht etwa eine vermeintlich neue Sorte gewinnt, die es aber bereits gibt.

Die Rosen bilden schon durch ihre Schönheit allein einen entzückenden Zimmerschmuck. Um sie aber zur vollen Wirkung zu bringen, ist es bei der Anordnung nötig, einige Regeln zu beachten. So sollen Rosen und Vase ein harmonisches Gesamtbild abgeben. Hat man beispielsweise eine niedrige, kelchartige Vase, so

Digitized by Google



Neuartiger Tafelschmuck.

Digitized by Google

darf man sie nicht durchweg mit langstieligen Rosen versehen. Das Arrangement ruft dann den Eindruck der Leere und der Unsymmetrie hervor. Es ist in diesem Fall zweckmäßiger, am äußeren Umkreis einige kurzstielige Rosen zu verwenden, nur die Mitte durch mehrere langstielige Rosen zu bilden und die Blüten insgesamt näher aneinander zu rücken, wodurch dem Arrangement eine gefällige Geschlossenheit verliehen wird.

Umgekehrt ist es unrichtig, für eine hohe, schlanke Vase kurzstielige Rosen zu benützen und diese dicht aneinander zu drängen. Das Arrangement erhält dadurch etwas Gedrücktes, und es hat außerdem den Anschein, als ob die Vase die Hauptsache sei. Hier sind langstielige, locker angeordnete Rosen am Platz.

Verwendet man eine größere, dickbäuchige Vase, so darf sie nicht mit zu wenig Rosen besetzt werden, da diese dann in der Vase gleichsam verschwinden. Der Rosenstrauß muß vielmehr eine gewisse Fülle aufweisen, hat am besten aus größeren Rosen zu bestehen, soll zwischen den einzelnen Rosen Licht und Luft hindurchlassen und in seinen äußeren Umrissen sich breiter ausladen, so daß er gewissermaßen ein Spiegelbild der Vase darstellt. Für ein solches Arrangement leistet ein Einsatz aus Ton oder Glas gute Dienste. Diese Einsätze sind durchlöchert. In die Löcher werden die Rosenstiele gesteckt, wodurch sie in der gewollten Stellung erhalten bleiben.

Zu einem eigenartigen, reizenden Tafelschmuck läßt sich eine gehenkelte Schale verwenden. Man ordnet in ihr kleinere Rosen so an, daß sie nach der einen Seite hin eine vollere Traube bilden, während sie nach der anderen Seite hin garbenförmig auseinandergezogen werden. Der Henkel der Schale wird mit einer Samtschleife verziert.

Digitized by Google

Rosenschale mit lotusblumenartiger Anordnung.

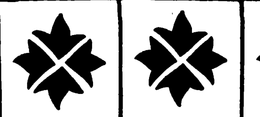
Digitized by Google

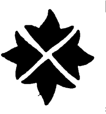
Einen außerordentlich reizvollen Tischschmuck liefert endlich eine große flache Schale aus Porzellan oder besser noch aus Silber. Man füllt sie mit Wasser an und legt in sie mehrere großblütige Rosen ohne Stiel. Dazu werden einige Rosenblätter schwimmend auf der Wasseroberfläche ausgebreitet.

Die Rosen mit ihren Blättern erinnern in dieser Anordnung an Lotusblumen, und der an sich schon bestrickende Anblick erhält noch eine zauberhafte Ergänzung durch die von der Porzellan- oder Silberfläche zurückgeworfenen Lichtreflexe.



Digitized by Google






Fräulein Bankdirektor.

Novelle von Fritz Flechtner.

(Nachdruck verboten.)

Zu öde, so ein Essen zu zweien!“ sagte Herbert v. Röchling und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, vergeblich bemüht, ein Gähnen zu unterdrücken.

Kurt v. Bötzow lachte. „Außer wenn dieser zweite eine Sie ist — nicht wahr?“

„Auch dann ist es meist nicht besser,“ versetzte Herbert mit einer verächtlichen Handbewegung. Nachlässig faltete er seine Serviette und legte sie vor sich hin. „Können wir endlich aufstehen?“

„Erlaube gütigst,“ entgegnete Kurt, „laß mich wenigstens zu Ende essen. Hättest noch jemand mitbringen sollen, wenn ich dir so langweilig bin.“

„Alle Bekannte sind ja heute fort!“

„Warum bist du nicht mitgefahren?“

„Hatte keine Lust. War nicht in Stimmung.“

„Ich finde, deine Stimmung ist jetzt überhaupt miserabel.“

„Ist das ein Wunder?“ brummte Röchling. „Seit Wochen nichts getan, absolut gar nichts — da soll man Freude am Leben haben!“

Bötzow hatte sein Mahl beendet. Behaglich schlürfte er den Rest seines Weines. „Komisch,“ sagte er kopfschüttelnd, „ich fühle mich furchtbar wohl dabei. So

Digitized by Google

könnte es das ganze Jahr bleiben. Ich hätte nichts dagegen."

„Viel Vergnügen!" brummte Röchling mürrisch.

Sie standen auf und begaben sich in den nebenan gelegenen Salon.

Kurt klingelte und warf sich dann in einen Klubsessel, während Herbert mit langen Schritten auf und ab ging.

Ein Diener kam und brachte Kaffee und Likör. Kurt reichte ihm einen Schlüssel. „Die Zigarren!" befahl er.

Der Diener holte einige Kistchen und verschwand lautlos.

„So, jetzt bin ich wunschlos zufrieden," sagte Kurt und zog den Duft seiner Havanna ein.

Herbert wanderte noch immer umher.

„Kaffee — Kognak — Zigarre gefällig?" fragte Kurt.

Herbert antwortete nicht.

„Willst du dich nicht wenigstens setzen?"

„Wenn ich dich störe, kann ich ja gehen."

„Du störst mich durchaus nicht. Im Gegenteil — deine Ruhelosigkeit erhöht nur meine Behaglichkeit."

Röchling brummte etwas Unverständliches vor sich hin und setzte seine Wanderung fort. Dann aber warf er sich auf einen Diwan, nahm eine Zeitung und begann den Inhalt zu überfliegen. Plötzlich stutzte er. Sein müder, gelangweilter Gesichtsausdruck war verschwunden. Er mußte etwas gefunden haben, was ihn interessierte. Noch einmal las er es, ließ die Zeitung sinken und sah einige Augenblicke vor sich hin; dann sprang er auf. Seine Augen leuchteten.

Kurt hatte ihn beobachtet, und da er ihn genau kannte, wußte er, daß etwas Besonderes in ihm vor-

Digitized by Google

ging. Aber er war zu bequem, um zu fragen; er würde es schon rechtzeitig erfahren.

Nachdem Herbert mehrere Male das Zimmer durchmessen hatte, blieb er vor seinem Freunde stehen. „Hast du noch Wünsche für Hermann?"

„Augenblicklich nicht — später vielleicht."

Herbert klingelte. Der Diener erschien. „Gehen Sie sofort zu Herrn v. Rahden. Wir lassen ihn bitten, heute abend zu einer Partie Skat zu kommen."

Der Diener verneigte sich und ging.

„Rahden ist doch gar nicht zu Hause," sagte Kurt.

„Weiß ich," versetzte Herbert, „ich wollte nur Hermann wegschicken."

„Ah so!" machte Kurt und richtete sich etwas auf. Da mußte Wichtiges vorliegen.

Herbert reichte ihm die Zeitung und bezeichnete die Stelle, die er lesen sollte.

Kurt überflog sie und versetzte kopfschüttelnd: „Und das interessiert dich so?"

„Das verstehst du wirklich nicht?" fuhr Herbert auf.

„Wahrhaftig nicht."

„Du bist doch —"

„Zu dumm!" vollendete Kurt ruhig. „Das mag schon stimmen." Er nahm das Blatt nochmals und las halblaut vor sich hin: „Der erste weibliche Bankdirektor. In Czostran, einer größeren Stadt der Provinz Posen, ist eine Dame, Fräulein Hagemann, mit der Leitung der dortigen Kredit- und Vorschußbank betraut worden. Dies ist das erste Mal, daß in Deutschland eine Frau den verantwortungsvollen Posten eines Bankdirektors erhält. Die genannte Dame ist bereits seit einer Reihe von Jahren in dieser Bank tätig und hat sich durch außergewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Charakters das allgemeine Vertrauen erworben."


Digitized by Google

„Nun, was sagst du dazu?"

„Scheint ja ein sehr tüchtiges Mädel zu sein," entgegnete Kurt, das Zeitungsblatt zurückreichend. „Ich interessiere mich aber absolut nicht für die Frauenbewegung."

Herbert trat mit einem spöttischen Achselzucken weg. Er machte sich einige Notizen in ein kleines Heft, das er sorgfältig verwahrt in einer inneren Westentasche trug. Während er schrieb, fragte er: „Weißt du vielleicht, wo Czostran liegt?"

„Das steht ja da — in der Provinz Posen," antwortete Kurt, der sich wieder gemächlich zurückgelehnt hatte.

„Aber wo?"

„Irgendwo an der russischen Grenze wahrscheinlich. Anderswo würden sie doch nicht auf die verrückte Idee kommen, eine Frau zum Bankdirektor zu machen."

Herbert trat an den Bücherschrank und nahm das Reichskursbuch heraus. Er entfaltete, am Mitteltisch stehend, die große Eisenbahnkarte, auf der er eifrig suchte.

Kurt hatte ihm erstaunt zugesehen. „Du willst diese geniale Dame wohl kennen lernen? Vielleicht gar Prokurist bei ihr werden?"

Herbert hörte nicht auf ihn. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Er legte die Karte zusammen, stellte das Kursbuch zurück und nahm ein dickes Buch, ein Städtelexikon des Deutschen Reiches, zur Hand. Was er über Czostran darin fand, schien ihn zu befriedigen, denn er pfiff leise vor sich hin. Während er das Lexikon zusammenklappte, sagte er: „Czostran liegt nicht an der russischen Grenze, sondern mehr nach Schlesien zu."

„Auch gut," versetzte Kurt. „Wenn ich nur wüßte, warum dich das interessiert!"

Digitized by Google

„Weil ich hinfahren werde."

Kurt sprang auf. Diese Überraschung hatte sogar sein Phlegma besiegt. „Was willst du dort?"

„Mich mit der Dame verloben."

Kurt prallte zurück. Sprachlos starrte er den Freund an.

Herbert zog ihn in seinen Sessel zurück und rückte sich selbst einen Stuhl heran. „Es ist durchaus kein Scherz," sagte er flüsternd. „Hör zu! In einer solchen Kredit- und Vorschußbank kommt oft viel Geld zusammen — Bargeld, verstehst du. Es ist nur sehr schwer, etwas zu unternehmen, wenn man nicht Beziehungen zu einem der Beamten hat. Und das ist ja meistens so gut wie ausgeschlossen. Aber hier — denke dir, wenn es gelänge, den Leiter der Bank selbst —"

„Als Helfershelfer zu gewinnen?"

„Das ist natürlich unmöglich. Aber sein Vertrauen zu erwerben, ihm seine Geheimnisse zu entlocken."

„Donnerwetter ja!" rief Kurt. „Aber wie willst du das anfangen?"

„Die Liebe wird mir helfen," sagte Herbert in einem Tone, als hegte er gar keinen Zweifel an dem Erfolge seines Planes.

„Die Liebe? Wie stellst du dir eigentlich dieses Fräulein Bankdirektor vor?"

„Nicht sehr jung — nicht sehr schön — wenig auf Äußeres achtend — robust an Körper und Geist."

„Angenehme Aussichten!" spottete Kurt.

„Sehr real denkend," fuhr Herbert unbeirrt fort, „sehr klug, ehrlich und pflichttreu —"

„Und trotzdem?"

„Sie ist ein Weib!" Herbert sprach diese Worte, als ob damit alle noch möglichen Zweifel und Bedenken ohne weiteres beseitigt wären.

Digitized by Google

Aber Kurt war noch keineswegs überzeugt. „Ich denke sie mir als alte Jungfer — Mannweib — Männerfeindin."

„Was tut das alles?" gab Herbert überlegen zurück. „Sie ist ein Weib!"

Für den folgenden Tag waren die beiden Genossen zu einer Jagd geladen. Als Kurt am Frühstückstisch erschien, fand er Herbert, der sonst der erste zu sein pflegte, noch nicht vor. Er ging zu ihm und traf ihn im Bett liegend, anscheinend in tiefes Nachdenken versunken.

„In einer halben Stunde geht unser Zug," rief Kurt.

„Zug — wohin?" fragte Herbert wie geistesabwesend.

„Nach Teuplitz zur Jagd."

„Zum Teufel mit der Jagd!" versetzte Herbert, unwillig über die Störung. „Ich hab' jetzt keine Zeit für solche Dummheiten."

„Aber was wird Graf Bredow sagen? Er rechnet bestimmt auf unser Kommen."

„Sag ihm, ich hätte plötzlich verreisen müssen, oder ich wäre krank geworden — sag ihm, was du willst. Du wirst schon eine Entschuldigung finden."

„Das ist mir sehr unangenehm," beharrte Kurt. „Gerade heute, da es das erste Mal ist, wo wir bei Bredow eingeladen sind! Dir lag doch auch so viel daran, in diesen Kreis hineinzukommen, und nun willst du nicht. Ich verstehe dich nicht. Deine Bankdirektrice läuft dir doch nicht fort!"

„Du weißt, wenn ich einen Plan habe, dann muß ich ihn auch zu Ende denken, sonst ist alles weg. Also laß mich. Du wirst es schon so hinzustellen wissen, daß jeder dir glaubt."

Digitized by Google

Damit kehrte er seinem Freunde den Rücken.

Als Kurt gegangen war, ließ Herbert sich zunächst das Frühstück und dann seine lange Pfeife ans Bett bringen und gab dem Diener Anweisung, daß er den ganzen Tag für niemand zu sprechen wäre.

Es war spät am Nachmittag, als er sich erhob. Klar lag der Schlachtplan in seinem Geiste fertig, nicht nur in den leitenden Grundgedanken, sondern bis in die kleinsten Einzelheiten durchdacht. Das war die Methode, die Röchling bei seinen großen Unternehmungen stets anzuwenden pflegte. Aber er hielt sich dann durchaus nicht sklavisch an das, was er in der Theorie sich ausgedacht; er war ganz ein Mann der Praxis, der seinen Plan nach den Anforderungen des Augenblicks zu modeln verstand. Eine kühne Geistesgegenwart und rasche Entschlußfähigkeit kamen ihm dabei sehr zustatten. Der Verbrecher muß wie ein Feldherr sein, pflegte er zu sagen; einen fertigen Schlachtplan muß er haben, bis ins einzelne aufgestellt, aber fähig muß er sein, diesen Plan jeden Augenblick umzustoßen, wenn die Verhältnisse es notwendig machen.

Nachdem Röchling sich angekleidet und ein wenig gegessen hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, um noch einige Briefe abzufassen. Der erste war an eine große Berliner Auskunftei gerichtet. Er ersuchte darin um nähere Angaben über die Kredit- und Vorschußbank in Czostran, insbesondere über Kapital, Geschäftsumfang, Kundenkreis, Persönlichkeit des Leiters. Ein zweites Schreiben ging an eine Auskunftei in Hamburg und ersuchte um Namhaftmachung amerikanischer Großkaufleute, die sich zurzeit in Deutschland oder England befänden. Beide Schreiben unterzeichnete er mit „Kubale, Bankdirektor“ und bestellte die Auskünfte mit möglichster Beschleunigung nach Dresden, Hotel Säch-

Digitized by Google

sischer Hof, wohin er gleichzeitig eine Benachrichtigung nebst Bestellung von Wohnung für Ende der Woche sandte.

Die Briefe brachte er selbst zur Post.

Freitag traf Röchling in Dresden ein; Sonntag früh erhielt er die Auskunft über die Czostraner Bank, die so günstig lautete, daß er sich sofort hinsetzte und das Schreiben an Fräulein Hagemann verfaßte, das er im Kopfe schon entworfen hatte. Dieses Schreiben, adressiert an „Fräulein Hagemann, Direktor der Kredit- und Vorschußbank in Czostran", hatte folgenden Wortlaut:

„Mit großem Interesse habe ich in den Zeitungen gelesen, daß in Deutschland eine Dame mit der Leitung einer Bank betraut worden ist. Bei uns in Amerika ist dies nichts so Ungewöhnliches, wie Sie wohl wissen; aber da es hier zum ersten Male geschehen ist, müssen wohl ganz besondere Gründe maßgebend gewesen sein. Und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich diese Gründe vor allem in persönlichen Eigenschaften dieser Dame vermute. Wir Amerikaner sind aber stets auf der Suche nach besonders tüchtigen Persönlichkeiten, und dies erklärt es, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben.

Ich befinde mich zurzeit in Deutschland, um neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und eine Filiale an der Nordsee einzurichten. Die Leitung derselben würde ein außergewöhnliches Maß von Umsicht, Tatkraft und Selbständigkeit erfordern; ich habe aber niemand finden können, der diesen Ansprüchen genügte.

Durch Zufall las ich von Ihrer Ernennung, und blitzschnell kam mir der Gedanke: Diese Dame ist vielleicht die Persönlichkeit, die du suchst.

Digitized by Google

Ich entschloß mich also, an Sie zu schreiben, und bitte Sie, mir zunächst nur mitzuteilen, ob Sie zu einer mündlichen Besprechung bereit wären, in der ich Ihnen alles Nähere darlegen würde.

Ort und Zeit dieser Zusammenkunft bitte ich nach Ihrem Belieben zu bestimmen.

Wenn ich Ihnen heute meinen Namen noch nicht nenne, so hat dies seine besonderen Gründe, die ich Ihnen persönlich mitteilen werde.

Meiner strengsten Diskretion dürfen Sie versichert sein.

Ihren gefälligen Bescheid erbitte ich unter X. P. 100 hauptpostlagernd Lübeck."

Den Brief ließ Röchling eingeschrieben abgehen.

Zwei Tage darauf traf die andere Auskunft ein, die ihn veranlaßte, sofort nach Hamburg zu fahren, um weitere Informationen einzuziehen.

Ella Hagemann erhielt Röchlings Brief in ihrem Bureau. Als sie ihn geöffnet hatte, sah sie sofort, daß es eine Privatsache war, und legte ihn beiseite, um zunächst ihre geschäftliche Korrespondenz zu erledigen. Im Drange der Geschäfte vergaß sie das Schreiben, und erst nach dem Mittagessen, als sie sich niedergelegt hatte, um ein wenig zu ruhen, erinnerte sie sich wieder daran. Ihrer Gewohnheit gemäß sah sie zunächst nach der Unterschrift, und schon wollte sie den Brief zerreißen, da sie anonyme Zuschriften grundsätzlich nicht las, als ihr einfiel, daß die Sendung eingeschrieben eingegangen war. Ein Anonymus, der Einschreibporto aufwandte, war ihr aber neu, und sie entschloß sich daher, zu lesen.

Als sie geendet, warf sie den Brief auf das Tisch-

Digitized by Google

chen, das neben ihrem Sofa stand. „Ein dummer Scherz, den sich jemand machen will,“ dachte sie.

Sie legte sich zurück und schloß die Augen. Aber einschlafen konnte sie nicht. Sie mußte immer wieder an den Brief denken. Einige Wendungen darin waren ihr aufgefallen. Sollte es doch kein Scherz sein?

Aber warum dann anonym? Sie las das Schreiben nochmals, langsam, Satz für Satz.

Nach einem Scherz sah es doch nicht aus. Aber wenn der Brief ernst gemeint war, was dann?

Sollte sie darauf eingehen, sich zu der persönlichen Besprechung bereit erklären?

Sie riskierte ja nichts, wenn sie es tat, selbst wenn es sich dann als ein Scherz herausstellen sollte.

Eine Möglichkeit allerdings gab es noch. Man konnte sie auf die Probe stellen wollen, um zu sehen, ob sie sofort bereit wäre, ihre gegenwärtige Stellung aufzugeben, wenn ihr eine bessere nur in entfernteste Aussicht gestellt würde.

Aber diesen Gedanken verwarf sie sofort wieder. Wer hätte das tun können? Doch nur einer der Herren des Aufsichtsrates, und von diesen wäre sicherlich keiner darauf verfallen.

Wenn der Brief aber ernst gemeint war und es würde ihr in Wirklichkeit eine Stellung geboten mit weit größerem Wirkungskreise, als ihr gegenwärtiger es war, durfte sie dann auf ein so lockendes Anerbieten überhaupt eingehen? Würde sie recht handeln, die Bank im Stiche zu lassen, an der sie vor zwölf Jahren als einfache Kontoristin begonnen und nun das Amt des verantwortlichen Leiters erreicht hatte? Sie fühlte sich im Innersten so fest verkettet mit dem Wohl und Wehe ihrer Bank, daß sie nur mit Schmerz den Gedanken fassen konnte, von hier wegzugehen.

Digitized by Google

Aber dann schalt sie sich selbst sentimental. Wollte sie denn stehen bleiben bei dem, was sie erreicht hatte, oder nicht vielmehr suchen, noch weiter vorwärtszukommen?

Noch einmal und zum vierten Male las sie den Brief. Dann bestand bei ihr kaum noch ein Zweifel, daß sie ihn ernst zu nehmen hätte. Sie beschloß, ihn zunächst dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates, dem Kommerzienrat Saalberg, zu zeigen, damit ihr niemand später den Vorwurf machen könnte, daß sie heimlich Verhandlungen wegen Erlangung einer besseren Stellung angeknüpft hätte.

Als sie dem alten Herrn in seinem Bureau gegenübersaß, begann sie ohne weitere Umschweife: „Ich habe heute einen eigenartigen Brief erhalten und möchte Sie bitten, Herr Kommerzienrat, ihn zu lesen und mir Ihre Meinung darüber zu sagen."

Sie reichte ihm das Schreiben, das er mit sichtlichem Interesse las. Als er geendet hatte, behielt er den Brief in der Hand und sagte, sie über die Brillengläser ansehend: „Nun — und was sagen Sie selbst dazu?"

„Ich war zunächst im Zweifel, ob es sich nicht um einen Scherz handelte."

„Das scheint mir nach der ganzen Fassung des Briefes ziemlich ausgeschlossen."

„Der Ansicht bin ich jetzt auch," bestätigte sie.

„Und was gedenken Sie zu tun?"

„Darüber möchte ich Ihren Rat erbitten."

Der Kommerzienrat lächelte. „Sollten Sie etwa gar Furcht haben vor einem persönlichen Zusammentreffen mit dem Anonymus?"

„O nein," erwiderte sie lebhaft, „das ist es nicht.

Digitized by Google

Mir wird nichts passieren. Dafür werde ich schon sorgen. Aber ehe ich etwas unternehme, wollte ich Sie in Kenntnis setzen und wissen, wie Sie darüber denken. Meine Arbeit hat bis jetzt unserer Bank gehört, und es würde wenig dankbar sein, wenn ich sie im Stich lassen wollte."

„Jeder ist sich selbst der nächste," versetzte der Kommerzienrat.

„Darin kann ich Ihnen nicht ganz beipflichten. Es gibt Beziehungen, die nach meiner Ansicht nicht gelöst werden dürfen nur um eines materiellen Vorteils willen."

„Das ist groß gedacht," entgegnete der alte Herr, freundlich nickend. „Aber wenn man von Dank spricht, den man jemand schuldet, muß man immer fragen, ob nicht die gleiche Dankesschuld auch auf der anderen Seite besteht. Und das ist doch hier der Fall. Sie haben unserer Bank länger als ein Jahrzehnt Ihre ganze Kraft geopfert, und dafür sind wir Ihnen zu weit größerem Dank verpflichtet als Sie uns. Und wenn wir Ihnen jetzt die Leitung übertragen haben, glauben Sie etwa, daß das geschehen ist, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen oder eine besondere Freude zu bereiten?"

Sie lächelte.

„Sehen Sie wohl," fuhr er fort, „wir haben das doch nur getan, weil wir für uns einen Vorteil darin erblicken. Nicht wahr? Nun also. Und wenn sich Ihnen nun anderwärts größere Vorteile bieten als hier, so müssen wir uns damit eben abfinden. Daß wir Sie schweren Herzens von uns lassen würden, werden Sie mir wohl glauben. Aber es wäre unrecht von uns, Sie an Ihrem Vorwärtskommen zu hindern, denn schließlich ist es doch nur ein verhältnismäßig kleiner

Digitized by Google

Wirkungskreis, der sich Ihnen hier bietet. Was Ihnen nach dem Schreiben in Aussicht steht, wissen Sie freilich noch nicht, werden es aber erfahren, und wenn es Ihnen nicht genügt, so werden wir uns sehr freuen, Sie bei uns zu behalten. Mein Rat ist also: Bestimmen Sie dem Herrn eine Unterredung und warten Sie das weitere ab."

„Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrat, ich werde Ihren Rat befolgen."

Sie erhob sich, um sich zu verabschieden.

Er begleitete sie zur Tür. „Auch ich danke Ihnen," sagte er, „daß Sie so offen und ehrlich mit mir gesprochen haben."

Am nächsten Tage schrieb Ella Hagemann an die aufgegebene Chiffreadresse: „Ich empfing Ihr gefälliges Schreiben vom 19. August und erkläre mich zu einer persönlichen Unterredung bereit. Ich erwarte Sie am Sonntag im Bahnhof Posen, Wartesaal zweiter Klasse, mittags 12 Uhr.

Hochachtend

E. Hagemann."

Röchling pfiff leise vor sich hin, als er, vor dem Postgebäude in Lübeck stehend, den Brief gelesen hatte. „Kurz und klar. Wie ich mir's dachte. Ein Erkennungszeichen gibt sie nicht an; sie glaubt wohl, daß sie mit irgend einer anderen Evastochter gar nicht zu verwechseln ist." Er lächelte, denn ihm fiel sein Gespräch mit Kurt über die voraussichtlichen Reize des Fräulein Bankdirektor ein.

Nachdem er in bester Stimmung zu Mittag gegessen hatte, depeschierte er zurück: „Vielen Dank für Brief, den soeben erhalten. Mit Ort und Zeit einverstanden."

Digitized by Google

Am nächsten Tage traf Röchling mit seinem Freunde in Berlin zusammen. Er zeigte ihm zunächst den Schriftwechsel mit Ella Hagemann.

„Dein Brief ist glänzend," sagte Kurt. „Darauf mußte sie ja hereinfallen."

Herbert lächelte geschmeichelt. „Hier meine neuesten Visitenkarten!"

Kurt las erstaunt die ihm gereichte Karte: „Fred Harpers, Cincinnati. — Was soll denn das bedeuten?"

„Fred Harpers, in Firma Harpers & Whytecraft," erläuterte Herbert, „größtes Getreide- und Bankgeschäft in Ohio."

„Existiert wirklich?" fragte Kurt blinzelnd.

„Hältst du mich für so dumm, daß ich in diesem Falle eine Firma nehmen würde, die nicht existiert?"

„Na, erlaube mal, wenn nun dein Fräulein Direktor so schlau ist und Erkundigungen einzieht?"

„Lieber Junge," versetzte Herbert überlegen, „eben weil ich erwarte, daß sie das tun wird, habe ich eine tatsächlich bestehende Firma genommen. Und nicht nur das. Es ist eine Firma, deren einer Inhaber sich zurzeit in Deutschland befindet."

„Großartig!" rief Kurt. „Ich verstehe."

„Das ist noch nicht alles. Dieser Inhaber, der gegenwärtig in Deutschland sich aufhält, ist ein junger Mann, Mitte der Dreißig, ganz wie ich. Es ist der Sohn. Der Alte sitzt drüben in Ohio. Was sagst du nun?"

„Du bist einfach unübertrefflich."

Herbert lachte kurz auf. Es klang etwas spöttisch. „Jetzt kann sie sich also erkundigen! Um hinter den Schwindel zu kommen, würde sie ziemlich viel Zeit brauchen, und die gedenke ich ihr nicht zu lassen."

Digitized by Google

„Wie hast du nur diesen Harpers herausgefunden?" fragte Kurt.

„Man hat eben seine Beziehungen. Um diese Zeit halten sich doch immer ein paar Dutzend von den amerikanischen Großbonzen in Europa auf. Ich hätte ebensogut einige andere nehmen können, aber dieser Harpers paßte am besten."

„Und was habe ich in der Sache zu tun?"

„Wahrscheinlich ziemlich viel. Aber sei ohne Sorge: ich will es schon so einrichten, daß du trotzdem deine Bequemlichkeit dabei haben wirst."

„Aber du weißt doch, wenn es darauf ankommt —" fuhr Kurt auf.

„Ich weiß, lieber Freund, daß die Bequemlichkeit dir über alles geht. Und dem soll Rechnung getragen werden. — Nun höre, wie ich mir die Sache denke." In großen Zügen entwickelte er seinen Schlachtplan, fügte aber, als er geendet hatte, hinzu: „Was ich dir jetzt gesagt habe, ist nicht endgültig. Es kommt noch auf die Unterredung am Sonntag an. Vielleicht ist dann manches zu ändern. Bleibt es aber, so schicke ich dir ein Telegramm: Alles in Ordnung. Dann trittst du sofort in Tätigkeit. So wie ich dir jetzt gesagt habe."

„Soll geschehen!" versetzte Kurt. Dann aber fragte er, und ein starker Zweifel klang aus seiner Stimme: „Weißt du denn, ob es sich überhaupt lohnt, so viele Zeit und Arbeit aufzuwenden?"

„Lohnt? Ist mir gleichgültig. Mich reizt das Unternehmen an und für sich. Das Werk ist mir die Hauptsache, nicht der Erfolg."

Am Sonntag war schönstes Sommerwetter. Es war so recht ein Tag für frohe Menschen, in hellen

Digitized by Google

Kleidern zu spazieren und sich der Wunder der Welt zu freuen.

Ella Hagemann liebte zwar auch die Bewegung in freier Luft und war besonders eine Freundin weiter Fußwanderungen, aber ihr fehlte die naive Freude an der Natur, ebenso wie ein alles vergessender Lebensgenuß ihr völlig fremd war. Auf ihr Äußeres achtete sie wohl, weil sie es für ihre Pflicht hielt, gut gekleidet zu gehen, aber da sie der ganzen Bekleidungsfrage ohne innere Anteilnahme gegenüberstand, kam es, daß ihrer Erscheinung stets etwas Steifes, Reizloses anhaftete.

In ihrem dunklen Anzuge, dem keine Spitze oder Schleife einen freundlicheren Ton verlieh, paßte sie gar nicht recht in den blitzenden Sonnenschein dieses Sonntagmorgens, ebensowenig wie ihr ernstes Gesicht unter die lustig plaudernden und lachenden Menschen, die gleich ihr dem Bahnhof zuwanderten.

Sie löste sich eine Fahrkarte zweiter Klasse und war froh, ein Abteil für sich allein zu finden. Sie legte ihren Hut ab, lehnte sich in eine Ecke und begann zu lesen, und ihre Gedanken wurden auch nicht abgelenkt durch das bevorstehende Zusammentreffen.

Kurz vor zwölf Uhr lief ihr Zug auf dem Posener Bahnhof ein. Ruhigen Schrittes ging sie dem Wartesaal zu. Ein flüchtiger Blick nur streifte die Herumsitzenden; dann nahm sie an einem Ecktische Platz.

Mit dem Schlage zwölf trat ein eleganter Herr in den Saal, sah sich prüfend um und schritt dann sofort auf ihren Tisch zu. Er zog den Hut und fragte: „Ich habe wohl die Ehre mit Fräulein Hagemann?“

Sie nickte. „Wollen Sie, bitte, Platz nehmen.“

Er setzte sich ihr gegenüber. Einige Sekunden lang bohrten sich ihre Blicke ineinander.

Digitized by Google

„Was hat sie für kalte, scharfe Augen! Im Grunde meiner Seele möchte sie jetzt lesen. Wird aber nicht gelingen!“ So dachte er.

Sie schien vom Ergebnis der Prüfung befriedigt zu sein.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein gnädiges Fräulein,“ begann er, „daß Sie meiner Bitte um eine Unterredung entsprochen haben. Gestatten Sie mir nun zunächst, daß ich mein Inkognito lüfte.“ Er zog seine Brieftasche und entnahm ihr eine Karte, die er ihr überreichte. „Fred Harpers, Cincinnati,“ sagte er dabei mit leichter Verneigung.

Sie nahm die Karte, warf einen kurzen Blick darauf und steckte sie in ihr Handtäschchen.

„Nachdem nun alle Formalitäten erfüllt sind,“ fuhr er fort, „möchte ich mir den Vorschlag erlauben, unsere Unterredung an einem etwas ruhigeren Orte stattfinden zu lassen, als es der Wartesaal eines Bahnhofs ist.“

„Sehr einverstanden,“ versetzte sie.

„Was beabsichtigen Sie bezüglich des Mittagsmahles?“

„Ich gedachte in einem der Hotels zu essen.“

„Wenn Sie gestatten —“

„Selbstverständlich. Während des Essens haben wir ja die beste Gelegenheit, uns auszusprechen. Kennen Sie Posen?“

Er verneinte.

„Dann schlage ich Mylius vor.“

Sie standen auf.

Um möglichst ungestört zu sein, wählten sie einen kleinen, nur für zwei Personen bestimmten Tisch.

„Sind Sie eigentlich sehr überrascht gewesen über mein Schreiben?“ begann er die Unterhaltung.

Digitized by Google

„Überrascht kann ich wohl nicht sagen. Ich hielt es zunächst für einen Scherz.“

„Weil der Brief anonym war?“

„Nicht allein deshalb. Aus verschiedenen Gründen. Aber ich wurde mir bald über die ernste Absicht klar.“

„Wie kam das?“

„Die Fassung des Briefes war so, daß ich an einen Scherz nicht glauben konnte.“

„Ich habe sehr bedauert, daß ich nicht sofort offen mit meinem Namen hervortreten konnte. Aber ich sagte mir: Wenn die Dame auf den Vorschlag eingehen will, wird sie es auch ohne Namensnennung tun, und wenn sie nicht will, ist es besser, der Absender bleibt unbekannt. Es wäre ja möglich gewesen, daß Sie meinem Schreiben nur mit Spott begegneten, und das wollte ich vermeiden — schon mit Rücksicht auf unsere Firma.“

„Ich verstehe Ihre Gründe sehr gut,“ versetzte sie; „es bedarf keiner weiteren Entschuldigung.“

Der Kellner brachte den ersten Gang nach der Suppe.

„Verzeihung,“ sagte Harpers, „denn wir haben die große Frage des Trinkens noch nicht gelöst. Befehlen Sie Weiß- oder Rotwein? So beginnt man ja wohl in Deutschland die Tischunterhaltung.“

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. „Ich überlasse Ihnen die Auswahl, Herr Harpers. Mir ist es ganz gleichgültig. Ich trinke mittags gewöhnlich nur Wasser.“

„Ich gleichfalls. Bei uns darf Eiswasser nie auf dem Tisch fehlen.“

Er blätterte einige Augenblicke in der Karte und bestellte eine Flasche Rüdesheimer Berg.

Während sie ihren Fisch verzehrten, plauderten sie über die Verschiedenheiten in der deutschen und amerikanischen Lebensweise. Dabei fragte er: „Haben Sie

Digitized by Google

früher nie daran gedacht, auszuwandern und drüben bei uns Ihr Glück zu versuchen? Für begabte Menschen ist Amerika doch immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, was man von Deutschland wohl nicht sagen kann."

„Sie mögen recht haben — wenigstens was die Frauen betrifft. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, sind wir ja verurteilt, unser Leben lang in untergeordneten Stellungen zu bleiben. Gelangt eine deutsche Frau im Berufsleben einmal zu einem höheren Amt mit eigener Verantwortung, so ist dies ein so besonderer Fall, daß er eine Beachtung findet, die er an und für sich gar nicht verdient."

„Und warum quälen sich selbst die tüchtigsten Frauen ihr Leben lang in untergeordneter Tätigkeit ab?"

Sie zuckte die Achseln. „Vielen fehlt der Mut, ihr Glück in anderen Ländern zu versuchen; die meisten aber kommen wohl gar nicht auf den Gedanken. Wir stecken ja alle noch zu sehr im Banne des Hauses und der Familie, auch die selbständigsten Naturen unter uns."

Er lächelte ungläubig.

„Es ist so, glauben Sie mir!" fuhr sie fort. „Ich weiß es von mir selbst. Mich hat nicht die Furcht zurückgehalten, ins Ausland zu gehen, auch keine sentimentalen Regungen; es war einfach selbstverständlich, daß ich hier mein Brot zu verdienen suchte. Ich trat in ein Geschäft, nach drei Jahren in die Czostraner Bank, und dort bin ich geblieben."

„Und Sie würden auch jetzt nicht daran denken mögen, außer Landes zu gehen — nach Amerika vielleicht, wenn sich Ihnen dort ein größerer Wirkungskreis böte?"

„Das will ich durchaus nicht sagen. Aber das ist


Digitized by Google

ja eine Doktorfrage, denn wenn ich Ihren Brief recht verstanden habe, handelt es sich im vorliegenden Falle um die Leitung einer Filiale, die Sie in Deutschland einzurichten gedenken."

„Dies ist allerdings meine Absicht. Aber mein Plan geht weiter. Wir brauchen vor allem eine geeignete Persönlichkeit für die Leitung unseres Stammhauses in Cincinnati. Unser Exporthandel macht häufige und längere Reisen notwendig, die nur von einem der Chefs ausgeführt werden können. Die Pflege dieses Auslandsgeschäftes ist meine Aufgabe. Ich bin daher manches Jahr nur wenige Monate zu Hause, und da ich keine Brüder habe, liegt dann meinem Vater die alleinige Leitung unseres Stammhauses ob. Für mich ist also ein Stellvertreter unbedingt erforderlich, und — Sie werden vielleicht erstaunt sein — einen geeigneten Mann hierfür haben wir noch nicht finden können. Zwei Versuche, die wir bereits gemacht haben, sind kläglich gescheitert; die beiden Herren waren mehr auf ihren eigenen Vorteil als auf den des Geschäfts bedacht, und wir haben große Verluste erlitten, namentlich durch den einen dieser Gentlemen."

Er machte eine Pause. Doch sie schwieg und wartete.

Da fuhr er mit besonderer Betonung fort: „In meinem Briefe habe ich Ihnen nicht alle meine Gedanken mitteilen können. Den Plan mit der Filiale hatte ich nur anfangs, habe ihn aber bald aufgegeben; denn bei den Vorurteilen, die in Deutschland gegen die Frauen herrschen, ist es schon besser, wenn ein Mann die Leitung dieser Filiale übernimmt. Und dafür hoffe ich schon eine passende Kraft gefunden zu haben. Bei Ihnen aber lag mir vor allem daran, zu sehen, ob Sie vielleicht für den Vertrauensposten als Mit-

Digitized by Google

leiterin unseres Stammhauses die geeignete Persönlichkeit wären."

Eine heiße Welle stieg bei diesen Worten in ihr auf. Blitzschnell war das Bild einer Wirksamkeit an ihr vorübergezogen, die sie in ihren kühnsten Träumen nicht erhofft hätte. Ihre Selbstbeherrschung ließ sie zwar vollkommene Ruhe heucheln, Harpers hatte sie jedoch nicht täuschen können, und mit Befriedigung sah er die Wirkung seiner Worte.

„Es ist schrecklich heiß hier, finden Sie nicht auch?" fragte er.

„Ja, sehr heiß," bestätigte sie.

„Ich glaube, das macht der Rheinwein," meinte er lachend. „Der geht wie Feuer durch das Blut."

Unwillkürlich fuhr sie mit der Rechten an die Wange, weil sie das Gefühl hatte, alles Blut müßte ihr zu Kopf gestiegen sein.

„Was meinen Sie, gnädiges Fräulein, wir lassen diesen Feuerwein und trinken lieber ein Glas von dem deutschen Feierwein?"

Sie lächelte über das Wortspiel. „Ist Ihnen denn so feierlich zumute?"

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Ja, das ist mir. Ich weiß selbst nicht warum." Mit einer plötzlichen Bewegung beugte er sich über den Tisch und fragte halblaut: „Darf ich Sie bitten, mein gnädiges Fräulein, das nächste Glas mit mir zu trinken darauf, daß meine Pläne sich so erfüllen möchten, wie ich es von Herzen wünsche?"

Tief bohrten seine Blicke sich in die ihren, daß sie für ein paar Sekunden die Augen niederschlagen mußte. Dann sah sie ihn wieder voll an und sagte ruhig und ernst: „Gern, Herr Harpers; auch ich könnte mir nichts Besseres wünschen."

Digitized by Google

Bald perlte der Sekt in ihren Gläsern, und mit einem feinen, leisen Klange tönten sie aneinander.

Beide hatten ihr Glas geleert; er schenkte von neuem ein.

„Ich werde meinen Vater sofort von unserer Unterredung in Kenntnis setzen,“ begann er nach einiger Zeit wieder das Gespräch. „Sie werden es verstehen, daß ich in einer so wichtigen Angelegenheit ohne seine Zustimmung keine Entscheidung treffen kann.“

„Ich finde das ganz selbstverständlich,“ erwiderte sie.

„Mein Vater hatte die Absicht, im nächsten Monat nach England zu reisen. Um diese Zeit habe ich selbst geschäftlich in Rußland zu tun. Ich will daher versuchen, ob ich meinen Vater bestimmen kann, seine Reise noch in diesem Monat anzutreten. Sollte dies nicht möglich sein, so müßte die Unterredung mit Ihnen ohne mich stattfinden, was ich persönlich freilich sehr bedauern würde.“

Sie hatten ihre Mahlzeit beendet.

„Würde es Sie stören, wenn ich mir eine Zigarre anzünde?“ fragte er.

„Im Gegenteil, ich bin selbst Raucherin.“

Mit diesen Worten holte sie ihr Zigarettenetui hervor; er gab ihr Feuer und zündete dann seine Zigarre an.

„Es wird Sie interessieren, einiges über Art und Umfang unseres Geschäftes zu erfahren.“

„Gewiß,“ bestätigte sie.

„Unsere Haupttätigkeit erstreckt sich auf den Getreidehandel, und zwar auf den Export nach Europa. Auf den großen Farmen kaufen wir durch unsere Agenten das Getreide und bringen es auf dem Wasserwege mit unseren eigenen Fahrzeugen nach der Küste, wo es in die Ozeandampfer verladen wird. Die Verfrachtung über See besorgen wir selbst nicht; wir haben einmal

Digitized by Google

den Versuch damit gemacht, aber es hat nicht rentiert. Der Handel geht ganz börsenmäßig vor sich; meist sind die Schiffsladungen von uns verkauft, ehe sie aus Amerika abgehen; oft sind die Verkäufe sogar schon abgeschlossen, wenn das Korn noch auf dem Halm steht. Wie Sie wissen, sind wir drüben durch keine agrarische Gesetzgebung eingeengt, und Börsengeschäft wie Terminhandel stehen daher in Blüte. Mit den wilden Spekulationen, von denen die europäischen Zeitungen so oft berichten, hat unsere Firma übrigens nichts zu tun. Wir betreiben einen ganz reellen Handel; wir wollen nicht durch Hausse- oder Baissespekulation übermäßige Gewinne erzielen, sondern nur mit einem regelrechten, angemessenen Nutzen arbeiten. Außer dem Getreidehandel betreiben wir — und das wird für Sie besonders interessant sein — noch ein Bankgeschäft. Das hat sich erst im Laufe der Zeit angegliedert. Ganz von selbst kam es, daß wir den Farmern, deren Getreide wir kauften, auch Geldgeschäfte besorgten, Wertpapiere für sie kauften und verkauften, in Verwahrung nahmen und dergleichen mehr. Innerhalb der letzten Jahre hat nun gerade das Bankgeschäft eine sehr günstige Entwicklung genommen, und wir haben jetzt bereits eine große Anzahl auch solcher Kunden, mit denen wir durch Getreidehandel nicht in Verbindung stehen."

„Ihre Mitteilungen sind mir äußerst interessant, Herr Harpers," sagte Ella Hagemann. „Die Arbeit in einem solchen Betriebe könnte wohl jeden Ehrgeizigen reizen. Aber ich will ganz offen sein, ich glaube nicht, daß ich imstande wäre, ohne weiteres eine leitende Stellung in Ihrem Geschäft einzunehmen —"

„Oho!" unterbrach er sie.

„Es ist keine falsche Bescheidenheit von mir," fuhr

Digitized by Google

sie ruhig fort, „denn ich weiß wohl, daß ich etwas leisten kann, und habe es schon bewiesen; aber ich liebe es nicht, Aufgaben zu übernehmen, die ich nicht voll bewältigen kann. Und in diesem Falle scheint mir doch die erforderliche Vorbildung zu fehlen."

„Die läßt sich doch leicht erwerben."

„Das ist nicht immer so leicht," versetzte sie.

„Die Hauptsache ist nach meiner Ansicht die Fähigkeit, sich in ein fremdes Gebiet einzuarbeiten," beharrte er. „Was nützt dem Durchschnittsmenschen seine Vorbildung? Aber es wundert mich, daß ich Ihnen das sagen muß. Ihre ganze Staatsverwaltung ist doch der beste Beweis für meine Behauptung."

„Wieso?"

„Wer bekleidet denn in Deutschland und besonders bei Ihnen in Preußen die höheren Ämter in der Verwaltung? Etwa die Männer, die von der Pike auf gedient haben und also die volle Vorbildung besitzen? Nein. Sondern die Juristen tun's, die oft, wenn sie in einen neuen Verwaltungszweig kommen, keine Ahnung davon haben. Aber was die Tüchtigen unter ihnen, die nach Verdienst vorwärtskommen, besitzen, das ist der freie, vorurteilslose Blick und die Kraft, sich vermöge ihrer Allgemeinbildung hineinzuarbeiten in die fremdeste, schwierigste Materie. Wer das nicht fertig bringt, weil ihm eben der Verstand fehlt, dem nützt auch die beste Vorbildung nichts. Man kann es, oder man kann es nicht, sag' ich. Und wenn man mir heute ein Ministerportefeuille anböte — Handel, Justiz, meinetwegen auch Krieg — glauben Sie, ich würde nur eine Sekunde zögern, es anzunehmen?"

Sie lächelte. „Sie sind eine beneidenswerte Natur!"

„Was heißt beneidenswert? Die meisten derjenigen, die mich darum beneiden, wären unglücklich, wenn sie

Digitized by Google

meine Natur hätten. Der größte Teil der Menschheit ist ja viel zu dumm, zu feig, um große Entschlüsse zu fassen, ist ja froh, wenn er im Alltagstrott sein Leben beschließen kann."

„Rechnen Sie mich auch dazu?"

„Wenn ich es täte, glauben Sie, daß ich dann noch hier sitzen würde — noch ein einziges Wort an Sie verschwendete? Ich habe weder Zeit noch Lust, den lächerlichen Versuch zu machen, Krämerseelen hochzurichten."

Ihre Augen blitzten ihn an; das war eine Antwort nach ihrem Geschmack gewesen.

„Vielleicht," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ist es in Deutschland nicht möglich, immer nach meinem Wahlspruch zu handeln: Was sich dir bietet, nimm es an, versuch deine Kraft dran — vorausgesetzt natürlich, daß es überhaupt der Mühe lohnt. Scheiterst du — nun, so hast du Erfahrung gesammelt, verloren hast du nichts dabei."

„Und die anderen?" fragte sie ernst.

„Jeder ist sich selbst der nächste! So lautet doch wohl eines Ihrer schönen Sprichwörter?"

„Allerdings, aber auch Sprichwörter haben nur einen bedingten Wert. Für Ihren Fall darf es nicht angewendet werden. Sie selbst haben vielleicht nichts verloren, wenn Sie an einer Aufgabe gescheitert sind. Für Deutschland trifft das übrigens auch nicht zu. Aber wie viel Unheil und Schaden können Sie dadurch angerichtet haben!"

Er wollte sie unterbrechen, aber sie wehrte ab.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber Sie haben unrecht. Ich will Ihnen das sofort an Ihnen selbst beweisen."

„An mir selbst?" fragte er erstaunt.


Digitized by Google

„Ja. Nehmen Sie an, ich wäre die Mitleiterin Ihres Geschäftes geworden, gelockt durch die glänzende Aussicht, im blinden Vertrauen auf meine Kraft, ohne mich zu fragen, ob ich auch imstande bin, ein solches Amt auszufüllen. Welches Unheil könnte ich dann anrichten, welche Unsummen könnten Ihrem Geschäft durch mich verloren gehen!“

„Vorausgesetzt, daß wir Sie frei handeln ließen,“ warf er ein. „Aber wenn Sie wirklich solche Torheiten machten, glauben Sie, wir würden das ruhig mitansehen?“

„Gewiß nicht,“ versetzte sie. „Aber jede leitende Persönlichkeit hat doch eine gewisse mehr oder weniger weitgehende Machtvollkommenheit, kann daher viel Schaden stiften, ehe es gemerkt und verhindert wird. Ich erinnere Sie an die beiden Männer, die Sie bereits als Mitleiter Ihres Geschäfts gehabt haben.“

Er gab sich besiegt. „Sie haben nicht so unrecht. Und in diesem Falle muß ich Ihnen ja besonders dankbar sein, daß Sie sich selbst einer so eingehenden Prüfung unterziehen wollen, ehe Sie eine Entscheidung treffen.“

„Bis zur Entscheidung hat es wohl noch Zeit,“ erwiderte sie. „Ich nehme wenigstens an, daß es sich heute nur um eine unverbindliche Unterredung handelt.“

„Selbstverständlich. Ich sagte ja bereits, daß die definitive Entscheidung mein Vater zu treffen hat. Für mich war der Hauptzweck heute, ein Bild Ihrer Persönlichkeit zu gewinnen, und ich glaube, wir haben uns beide in der kurzen Zeit näher kennen gelernt, als andere Menschen es in Monaten fertig bringen.“

„Darin kann ich Ihnen beistimmen,“ versetzte sie.

Er erhob sein Glas und trank ihr zu.

Digitized by Google

Sie tat ihm Bescheid. Dann sah sie nach der Uhr. „Wissen Sie, wie spät es ist? Bald drei Uhr!“

„Nicht möglich!“ rief er aus. „Da haben wir uns schön verplaudert.“

Er zog seine Geldtasche. Sie tat das gleiche. Er machte auch keinen Versuch, für sie zu bezahlen.

„Wann gedenken Sie zurückzufahren?“ fragte er.

„Mein Zug geht fünf Uhr vierzig.“

„Da haben Sie also noch über zwei Stunden Zeit. Falls Sie nichts anderes vorhaben, würde ich mich sehr freuen, die Zeit gemeinsam mit Ihnen verbringen zu dürfen.“

„Ich würde mich gleichfalls freuen,“ versetzte sie.

Da er Posen noch nicht kannte, schlug sie zunächst vor, in einer Droschke eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen.

Während der Fahrt wurde über die Angelegenheit, die sie zusammengeführt hatte, nicht mehr gesprochen. Sie erklärte ihm die Sehenswürdigkeiten, an denen sie vorbeikamen; er stellte Vergleiche an mit anderen Städten, die er kannte, und erzählte von den Reisen, die er schon unternommen hatte.

„So jung noch und schon so weit in der Welt herumgekommen!“ sagte sie. „Darum könnte ich Sie beneiden.“

„Ich glaube, Sie schätzen mich für jünger, als ich bin. Für wie alt halten Sie mich?“

Sie sah ihn prüfend an. „Anfang Dreißig.“

„Nein, schon Mitte.“

„Also so alt wie ich.“

„Ah!“ rief er. „Das sieht man Ihnen aber nicht an.“

„Soll das ein Kompliment sein?“ fragte sie spöttisch.

Er antwortete beinahe schroff: „Komplimente mache ich nur Damen, mit denen ich nichts Besseres reden kann.“

Digitized by Google

Sie mußte wider Willen lachen. Aber die Antwort hatte sie gefreut.

„Ich hatte Sie in der Tat auf höchstens dreißig geschätzt,“ fuhr er, wieder in seinen gewöhnlichen Ton verfallend, fort.

„Das wundert mich. Meist hält man mich für älter, als ich bin.“

„Das liegt dann wohl an Ihrer Art, sich zu kleiden. Wenn Sie hellere Farben wählten, würden Sie weit jugendlicher aussehen.“

„Mir liegt nichts daran, ob ich jung oder alt aussehe.“

„Das kann ich von mir leider nicht sagen. Ich lege großen Wert darauf, möglichst jung zu erscheinen.“

Ihr Blick streifte ihn rasch von oben bis unten. „Das sieht man Ihrer Kleidung an.“

„Das war aber sicher kein Kompliment!“ rief er lachend.

Sie stimmte in sein Lachen ein. „Sie haben recht, das war es nicht.“

Als sie ihre Rundfahrt beendet hatten, sagte sie: „Wir könnten jetzt noch in einen Garten gehen, um Kaffee zu trinken, aber ich fürchte, es wird heute am Sonntag überall sehr voll sein. Vielleicht fahren wir lieber wieder nach dem Bahnhof. Dort wird um diese Zeit wenig Verkehr sein.“

Er stimmte zu.

Der Wartesaal war fast leer, als sie ankamen. Sie nahmen an dem Ecktisch Platz, an dem sie mittags zusammengetroffen waren.

„Sobald ich Nachricht von meinem Vater habe, depeschiere ich Ihnen,“ sagte er.

„Ich bitte darum.“

„Würde es Ihnen recht sein, wenn die Unterredung

mit meinem Vater in Hamburg oder Bremen stattfände? Er könnte dann direkt nach Deutschland kommen und erst nachher nach England fahren."

„Mir würden beide Städte recht sein."

„Haben Sie besondere Wünsche bezüglich der Zeit?"

„Ich müßte bitten, die Tage um Mitte und Ende des Monats nicht zu wählen, da ich dann nicht abkommen könnte."

Er zog sein Notizbuch hervor und sah auf dem Kalender nach. „Möchten Sie gern den Sonntag nehmen?"

„Ja, das wäre mir lieb. Ich verliere dann am wenigsten Zeit."

Er rechnete. „Der 9. September ist Sonntag. Das ist zu kurze Zeit. Der nächste Sonntag ist der 16. Würde der Tag passen?"

„Unmöglich. Am 15. ist Zahltag."

„Hm!" machte er. „Dann würde es Sonntag den 30. September wohl wieder nicht gehen?"

„Ganz ausgeschlossen."

„Wenn wir nun den 29. wählten, so daß Sie am 30. nachts zurück sein könnten, wäre das möglich?"

Sie verneinte wieder.

„Da der 30. auf einen Sonntag fällt, werden doch wohl alle Zahlungen erst am 1. Oktober geleistet, oder geschieht das bei Ihnen schon am 29. September?" fragte er.

„Gewiß, die Zahlungen werden am 1. Oktober geleistet; aber die Einzahlungen erfolgen in diesem Falle schon am 29."

„Wohl aus Furcht, das Geld könnte über Sonntag gestohlen werden?" fragte er lachend.

„Jawohl, das ist der Hauptgrund. Und ganz mit

Digitized by Google

Recht, denn auf der Bank ist das Geld doch sicherer als zu Hause."

„Allerdings." Er blätterte in seinem Notizbuch. „Dann müssen wir eben den 9. September nehmen. Ich fahre heute nacht nach Hamburg, schicke meinem Vater morgen ein Kabeltelegramm und bitte ihn, bestimmt zum 9. September in Deutschland zu sein." Damit steckte er sein Notizbuch wieder ein.

„Das wird Ihrem Herrn Vater wohl schwer möglich sein," meinte sie. „Heute ist schon der 26. August."

„Oh, er ist ein Mann von schnellem Entschluß. Und wenn ich etwas dringend mache, so weiß er, daß es seinen guten Grund hat."

Sie unterhielten sich dann über andere Dinge, bis es Zeit zum Aufbruch war.

Er begleitete sie bis an ihr Abteil, und wie zwei alte Bekannte nahmen sie voneinander Abschied.

Als ihr Zug abgefahren war, gab er folgende Depesche auf: „Bötzow, Hannover. Erwarte mich morgen nachmittag dort."

Kurt war sehr überrascht, als er statt des erwarteten Telegramms „Alles in Ordnung" diese Nachricht erhielt. Sollte Herbert sich eine Abfuhr geholt haben? Er konnte es zwar nicht glauben, aber, sagte er sich, bei so einem Frauenzimmer ist nichts undenkbar.

„Na, morgen werde ich ja alles hören!" Damit beruhigte er sich und begann, sich zum Essen anzukleiden. —

In bester Laune traf Herbert am nächsten Mittag ein.

„Wie siehst du denn aus?" rief Kurt erstaunt.

Herbert sah an sich herunter, konnte aber nichts Auffälliges entdecken.

Digitized by Google

„Nach deinem Telegramm dachte ich, du würdest mit einer Leichenbittermiene antreten, und nun —“

„Ach so! Du hast geglaubt, ich wäre abgewiesen. Nein, mein Junge, das gibt's doch bei mir nicht — von Weibern!“

„Also keinen Korb geholt? Da kann ich also gratulieren?“

Herbert schob die ausgestreckte Hand zurück. „So weit sind wir noch nicht. Es gibt so 'ne und so 'ne Festungen, weißt du.“

„Sehr richtig,“ versetzte Kurt. „Die einen nimmt man mit Sturm, die anderen hungert man aus.“ Mit den Augen blinzelnd fuhr er fort: „Das Aushungern ist übrigens früher nie dein Fall gewesen.“

„Ist's auch heute noch nicht,“ versetzte Herbert. „Jede Festung wird mit Sturm genommen. Das ist noch immer mein Wahlspruch. Aber mit Unterschied. Bei der einen kann man den Sturm gleich wagen, bei der anderen muß die Besatzung erst noch geschont werden.“

„Sehr schön gesagt,“ erwiderte Kurt trocken. „Und wann denkst du, daß in diesem besonderen Falle die Besatzung geschont genug sein wird?“

„Ein paar Wochen wird es wohl dauern. Das kommt auf die Kugeln an, die ich noch hineinschießen werde.“

„Für mich ist also zunächst nichts zu tun?“

„Nein, lieber Junge, du kannst bis auf weiteres ganz deiner Behaglichkeit leben.“

„Gott sei Dank!“ sagte Kurt, klingelte, warf sich in seinen Lieblingssessel und befahl dem eintretenden Diener: „Kaffee — Kognak — die Upmann!“

Digitized by Google

Ella Hagemann war noch froher als am Morgen, daß sie wieder allein in ihrem Abteil blieb, konnte sie doch während der Fahrt ungestört alles überdenken, was der Tag ihr gebracht hatte. Sie befand sich in ungewöhnlicher Aufregung, denn die lebhafte Unterhaltung, der genossene Wein und vor allem die glänzende Aussicht, die sich ihr bot, hatten ihre sonst so kühle, ruhige Natur mehr aus dem Gleichgewicht gebracht, als sie selbst für möglich gehalten hätte. Nichts mehr von der Gleichgültigkeit, die sie mit äußerster Selbstbeherrschung geheuchelt, solange sie mit Harpers zusammen gewesen war. Ein Sturm von Gedanken brauste durch ihr Hirn, und sie, die sonst so wenig durch die Phantasie Beherrschte, erging sich willenlos in einer Flut von Bildern ihres zukünftigen Lebens.

Geld und Reichtum spielten dabei fast gar keine Rolle; sie war persönlich viel zu anspruchslos, um darauf Wert zu legen. Was sie berauschte, war der Gedanke an das, was sie würde leisten können, der Gedanke an ein gewaltiges Feld von Arbeit und freiem, selbständigem Schaffen.

Sie sah sich als Mitleiterin dieses großen Betriebes, sah sich disponieren über ein Heer von Angestellten, sah unter ihrer Arbeit das Geschäft noch immer sich erweitern — sie sprang schließlich auf und lief in dem engen Raume hin und her, um ihre innere Ruhe wiederzufinden.

Sie schalt sich phantastisch, überspannt und vermochte doch an diese Vorwürfe selbst nicht zu glauben.

Warum sollte sie so viel Glück nicht finden können? Hatte sie nicht erreicht, was vor ihr noch keine Frau erreicht hatte?

Aber freilich — was war ihre Tätigkeit an dieser

Digitized by Google

Provinzbank, verglichen mit dem, was sie drüben erwartete!

Da stiegen wieder die Zweifel auf, ob sie auch imstande sein würde, eine solche Stellung auszufüllen.

Aber trotzig rief sie: „Ja, ich kann es leisten!“

Ja, das Vertrauen auf die eigene Kraft, das war die Hauptsache! Was ihr an Vorbildung fehlte, würde sie bald sich erworben haben.

Nach einem unruhigen, traumdurchschüttelten Schlafe erhob sie sich am nächsten Morgen. Ein kühles Bad, ein rascher Spaziergang brachten ihr nur wenig Erfrischung.

Hell strahlte wie am Tage vorher die Sonne, aber die goldenen Träume, die sie erfüllt hatten, waren wie verweht. Grau in grau lag die Erinnerung auf ihr.

Sie wollte den schweren Alp abschütteln, der sie bedrückte, aber es gelang ihr nicht.

Auch die Arbeit brachte keine Besserung. Mechanisch tat sie ihre Pflicht, aber mit ihrer Seele war sie heute nicht dabei.

Ein Schreckbild, das in ihr aufgestiegen war, plötzlich, ursachlos, sie wußte nicht, ob im Wachen oder im Traume, ließ sie mitten in der Arbeit auffahren, preßte ihre Brust angstvoll zusammen, daß sie kaum zu atmen vermochte. Sie wollte das Phantom packen, um es zu vernichten, aber es ließ sich nicht halten, entglitt wie in Nebel, um dann plötzlich wieder aufzutauchen.

Wenn alles nur Lug und Trug war, wenn — —

Sie rannte in ihrem Zimmer umher, preßte den Kopf an die Scheiben, um die heiße Stirn zu kühlen, aber wieder und wieder sprang der entsetzliche Gedanke auf.

Digitized by Google

Sie versuchte es, sich zurückzurufen, was sie mit dem Fremden gesprochen hatte, aber ihr Gedächtnis ließ sie im Stich.

Wenn dieser Harpers ein Betrüger war!

Laut auf lachte sie, aber das Lachen befreite sie nicht.

Welches Interesse hätte er an einem Betruge haben können?

Sie dachte an all die Geschichten, die sie von solchen Betrügern kannte; aber überall war ein Zweck dabei gewesen, leicht erkennbar für einen vernünftig urteilenden Menschen, nur von dem Opfer selbst nicht durchschaut.

Und warum nicht?

Weil dieses Opfer blind war, blind gemacht durch die — Liebe zu dem Betrüger.

Aber sie war doch klaren Sinnes gewesen, hatte ruhig geprüft, was er gesprochen, hatte mit voller Überlegung darauf geantwortet.

Oder hatte sie das alles nicht getan?

War sie so geblendet gewesen von den lockenden Bildern, daß sie ein Märchen für Wirklichkeit gehalten hatte?

Zum ersten Male in ihrem Leben stand sie vor sich selbst wie vor einem Rätsel.

Sie beschloß, am Abend aufzuschreiben, was sie von dem Gespräch behalten hatte, und dann wollte sie Rede und Gegenrede prüfen, Wort für Wort.

Das beruhigte sie etwas, und da kam ihr plötzlich noch ein Gedanke.

Sie nahm die Visitenkarte Harpers' aus ihrem Handtäschchen, betrachtete sie nachdenklich und ließ sich dann mit einem Berliner Auskunftsbureau verbinden. Sie wünschte die Adresse einer zuverlässigen Auskunftei in

Digitized by Google

Amerika zu erhalten. Man nannte ihr die Firma Brothers Smith & Garret in New York.

Mit dem Mittagzuge ging ein Brief von ihr ab, in dem sie anfragte, ob eine Firma Harpers & Whytecraft in Cincinnati existiere, die Getreidehandel und Bankgeschäft betreibe, ob der jüngere Inhaber dieses Geschäftes sich zurzeit in Deutschland aufhalte, und ob diese Firma auf einer finanziell durchaus sicheren Grundlage stehe.

Wenn alles dieses sich so verhielte, erbat sie an die Adresse einer großen Hamburger Bank ein Kabeltelegramm mit den Worten „Alles zutreffend“. Anderenfalls telegraphische Antwort mit „Unzutreffend, briefliche Erklärung“.

Das Hamburger Bankhaus ersuchte sie in einem gleichzeitig abgehenden Schreiben, den Betrag für Telegramm und Auskunft für sie zu entrichten und ihr den Inhalt der eingehenden Depesche telegraphisch zu übermitteln.

Nachdem sie diese Schreiben selbst in den Briefkasten gesteckt hatte, atmete sie wie befreit auf.

So — nun würde sie nicht mehr daran denken, bis sie Antwort erhalten hätte! Aber dieser Vorsatz war leichter gefaßt als durchgeführt.

Immer wieder stieg das Bild des Fremden, ein Bruchstück ihrer Unterhaltung vor ihr auf und zwang sie, darüber nachzudenken, so daß sie schließlich doch noch ihren ersten Plan ausführte und ihr Gespräch aufzeichnete.

Fast den ganzen Abend brachte sie damit zu, und je weiter sie in dieser Arbeit vorschritt, desto schärfer führte ihr Gedächtnis alles zurück in Wort und Tonfall, so daß sie sich schließlich sagen durfte, sie habe die

Digitized by Google

Unterredung in ihren Hauptpunkten vollständig und richtig wiedergegeben.

Als sie dann seine und ihre Worte sorgsam geprüft und gegeneinander abgewogen hatte, ohne etwas zu finden, was Bedenken oder Mißtrauen hervorgerufen hätte, schloß sie mit einem tiefen Gefühl der Beruhigung die Aufzeichnungen in das Geheimfach ihres Schreibtisches.

Zwei Tage darauf, am 29. August, erhielt sie ein Telegramm: „Vater leider in nächsten drei Wochen unabkömmlich. Harpers.“

Tags darauf ging folgender Brief ein:

„Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Heute depeschierte ich Ihnen: ‚Vater leider in nächsten drei Wochen unabkömmlich.‘ Ich bedaure dies um so mehr, als ich infolge meiner unaufschiebbaren Reise nach Rußland Ihrer Unterredung wohl nicht werde beiwohnen können. Gleichzeitig mit dem Telegramm vom 27. d. Mts. habe ich meinem Vater brieflich von meinen Plänen sowie von dem Ergebnis unserer Unterredung eingehend Mitteilung gemacht und seine umgehende Rückäußerung erbeten. Sobald diese eintrifft, werde ich Ihnen den Inhalt sofort übermitteln.

Mit größter Hochachtung und besten Empfehlungen

Ihr ergebener

Fred Harpers.“

Am zehnten Tage nach dem Abgange ihres Schreibens an die Auskunftei in New York erhielt sie von dem Hamburger Bankhause die telegraphische Mitteilung: „Amerika depeschiert: Alles zutreffend.“

„Gott sei Dank!“ sprach sie vor sich hin. Sie empfand vor allem ein Gefühl der Freude und Genugtuung, daß ihre Befürchtung, ein Betrug könnte im Spiele gewesen sein, als unbegründet erwiesen war.

Digitized by Google

Wieder war beinahe eine Woche vergangen, als, datiert aus Köln vom 11. September, folgender Brief von Harpers eintraf:

„Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Soeben Brief von meinem Vater eingegangen. Er ist mit allen meinen Plänen vollkommen einverstanden, behält sich aber die Entscheidung vor, bis er mit Ihnen selbst gesprochen hat. Vor Mitte Oktober kann er seine Reise nicht antreten; er will dann zunächst nach Hamburg kommen und dort am 20. oder 21. eintreffen.

Nun würde es meinem Vater sehr erwünscht sein, noch vorher über einige Punkte Aufklärung zu erhalten, so insbesondere über Ihre kaufmännische Vorbildung, die Art Ihrer bisherigen Tätigkeit, Ihre Gehaltsansprüche usw. Auch legt er Wert darauf, eine Photographie von Ihnen zu erhalten.

Ich muß mich deshalb nochmals mit der Bitte an Sie wenden, mir Ort und Stunde für eine zweite persönliche Unterredung zu bestimmen. Am 14. d. Mts. treffe ich in Berlin ein und muß spätestens am 19. in Warschau sein. Hoffentlich ist es Ihnen möglich, mir innerhalb dieses Zeitraumes einige Stunden zur Verfügung zu stellen. Daß ich persönlich mich außerordentlich freuen würde, unser interessantes Posener Gespräch fortsetzen zu können, brauche ich wohl nicht erst zu versichern.

Ihre Antwort erbitte ich nach Berlin, Hotel Kaiserhof.

Mit größter Hochachtung und ergebensten Empfehlungen Ihr

Fred Harpers."

Die Antwort, die Fräulein Hagemann am Tage nach dem Eintreffen dieses Briefes zur Post gab, lautete:

Digitized by Google

„Sehr geehrter Herr Harpers!

Ich freue mich über die Zustimmung Ihres Herrn Vaters und bin zu einer zweiten Unterredung gern bereit. Erwarten Sie mich am Sonntag, den 16. d. Mts., 12 Uhr mittags Posener Bahnhof. Eine Photographie bringe ich mit.

Hochachtungsvoll

E. Hagemann."

Am gleichen Tage, an dem Harpers' Brief bei Ella einging, erhielt Kurt v. Bötzow ein eingeschriebenes Wertpaket. Die Handschrift auf der Adresse war ihm fremd. Als er es geöffnet hatte, fand er, sorgfältig eingehüllt, zwei Bündel Banknoten. Das eine, rot verschnürt, enthielt fünftausend, das andere, mit blauen Schnüren, siebentausend Mark. Vorsichtig hatte er die Verschnürung gelöst, indem er darauf achtete, daß die Noten nicht durcheinander kamen.

Folgender Brief mit den unverstellten Schriftzügen seines Freundes lag dabei.

„Lieber Kurt! Aus Beiliegendem ersiehst Du, daß ich nicht nur an mein Fräulein Bankdirektor denke, sondern meine Zeit auch sonst gut anwende. Die Anlage stammt aus der Bank in L., die ich gestern auf der Durchreise von Köln nach Hamburg mit meinem Besuch beehrte. Es war eine Vorstudie für Cz. Wahrscheinlich hast Du in den Zeitungen schon davon gelesen, ohne an mich zu denken. Auf alle Fälle sende ich Dir einen Ausschnitt mit. Lies diesen zunächst und erst dann mein Schreiben weiter."

Die Zeitungsnotiz lautete: „Ein frecher Raubanfall ist heute in einer Bank verübt worden. Mittags kam ein älterer Herr, dem Aussehen nach ein Engländer, in die Bank, wo der Vorsteher sich gerade allein auf-

Digitized by Google

hielt. Er bat, ihm einen Tausendmarkschein zu wechseln. Während der Vorsteher dies tat, drückte ihm der Fremde eine wohl mit Chloroform getränkte Maske vor das Gesicht, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß der Überfallene keine Zeit fand, sich zu wehren oder einen Schrei auszustoßen. Die Betäubung erfolgte augenblicklich. Dann ergriff der Räuber einen Stoß Banknoten, mit deren Einpacken der Vorsteher gerade beschäftigt gewesen war, und verließ die Bank. Er besaß dabei die Frechheit, die inwendig steckenden Schlüssel abzuziehen und die Tür von außen zu verschließen. Er wurde gesehen, wie er langsam dem Markte zuging. Einige Personen wollen ihn auch noch in den Anlagen am Museum bemerkt haben. Seitdem ist aber jede Spur von ihm verschwunden. Der Bankvorsteher hat sich wieder erholt; eine bleibende gesundheitliche Störung ist zum Glück nicht zu befürchten."

Hier war an den Rand geschrieben: „Jetzt lies meinen Brief fertig!"

Bötzow überflog trotzdem den Zeitungsausschnitt noch weiter; es waren Vorwürfe, daß trotz aller traurigen Vorkommnisse in vielen Provinzbanken noch immer zeitweise nur eine Person anwesend sei und so weiter. Er legte nun den Ausschnitt beiseite und nahm den Brief wieder vor.

Röchling schrieb: „Die Banknoten in dem rotverschnürten Paket sind sicher; ich habe die mitgenommenen schon gegen andere eingelöst. Die übrigen lege in unseren Safe. Ich glaube zwar, daß sie auch ganz sicher sind, da ich auch das Nummernverzeichnis des Vorstehers habe, aber besser ist besser. In Gold habe ich viertausend Mark erbeutet; die Hälfte davon verrechne als deinen Anteil auf die Banknoten. Wie steht es mit der Angelegenheit Hollmann? Alles gut er-

Digitized by Google

ledigt? Wie groß unser Gewinn? Bitte Telegramm nach Hamburg, Hotel Atlantic, Baron Rödern.

Dein Herbert."

„Verfluchter Kerl!" sagte Bötzow befriedigt, als er zu Ende gelesen hatte. Sorgfältig vernichtete er Brief und Zeitungsausschnitt, verwahrte die „sicheren" Banknoten im Geldschrank, die anderen brachte er auf die Hannoversche Bank, wo sie ihr Konto und ihren Safe hatten.

Bei der Ankunft in Hamburg fand Röchling, der als Baron Rödern Stammgast im Atlantic war, bereits folgendes Telegramm vor: „Treibjagd vorzüglich. 23 Stück geschossen. Wergentheim."

„Verfluchter Kerl!" sagte auch Herbert befriedigt, als er dieses Telegramm gelesen. „Dreiundzwanzigtausend Mark — alle Achtung!"

Sofort depeschierte er zurück: „Gratuliere. 14. abends Berlin. Vorher Erledigung wie besprochen. Herbert."

Am Vormittage des 14. September wurde Fräulein Hagemann eine Karte überbracht mit dem Namen: v. Schroetter, Oberregierungsrat a. D.

„Ich lasse bitten."

Ein mittelgroßer, älterer Herr trat ein — Gehrock, Zylinder, ganz der Typus des höheren Regierungsbeamten.

„Ich komme mit einer Empfehlung von Herrn Kommerzienrat Saalberg," begann er.

Sie wies auf einen Sessel. „Darf ich bitten, Platz zu nehmen! Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich halte mich seit etwa acht Tagen in der Provinz Posen auf, um Güter zu besichtigen. Mein Sohn ist Landwirt und will sich hier ansiedeln. Man hat mir gesagt, daß im Kreise Czostran einige geeignete Güter zum Verkauf stehen sollen."

Digitized by Google

Da er eine kleine Pause machte, versetzte sie: „Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben."

Der alte Herr lächelte. „Das hatte ich auch nicht erwartet, mein gnädiges Fräulein. Die Güter, um die es sich handelt, sind in polnischen Händen, und die Besitzer daher wohl schwerlich die Kunden Ihrer Bank. Aber ich habe Genaueres darüber schon von Herrn Kommerzienrat Saalberg erfahren. Was mich zu Ihnen führt, ist folgendes: Falls ich etwas Passendes finde, will ich den Kauf sofort abschließen. Das zur Anzahlung erforderliche Geld besitze ich aber nicht in bar, da mein gesamtes Vermögen in Wertpapieren angelegt ist. Ich habe einen größeren Betrag in Papieren mitgebracht in der Absicht, sie durch eine Bank verkaufen zu lassen. Wie mir Herr Kommerzienrat Saalberg sagte, sollen aber die Kurse dieser Papiere jetzt so ungünstig stehen, daß ich bei einem Verkauf erhebliche Verluste erleiden würde. Er riet mir deshalb, mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, in welcher Weise sich am besten ein Arrangement treffen ließe."

„Um welche Papiere handelt es sich?"

„Ausschließlich um preußische Konsols und deutsche Reichsanleihe."

„Diese Papiere stehen allerdings augenblicklich ungünstig. Der Grund dafür ist in der schwierigen politischen Lage zu suchen, die, wie Sie wohl wissen, ernstere Verwicklungen nicht unmöglich erscheinen läßt."

Der Oberregierungsrat nickte. „Würde es Ihrer Bank möglich sein, mir gegen Verpfändung dieser Papiere die erforderlichen Barmittel vorzustrecken, bis die Kurse einen Verkauf ermöglichen?"

„Um welchen Betrag würde es sich handeln?"

„Es käme eine Anzahlung von fünfzig- bis sechzigtausend Mark in Frage."

Digitized by Google

„Und wie hoch ist der Nominalwert der Papiere, die Sie hinterlegen würden?“

„Ich habe für hunderttausend Mark mitgebracht. Falls Sie es für erforderlich halten, kann ich aber binnen wenigen Tagen noch mehr hinterlegen.“

„Das genügt vollkommen. Über die von Ihnen gebrauchte Summe erhalten Sie einen Scheck.“

„Würde dieser Scheck auf Ihre Bank lauten?“

„Nein, wir würden ihn auf die Ostbank für Handel und Gewerbe ausstellen. Das dürfte in Ihrem Falle schon deshalb vorzuziehen sein, weil der Verkäufer des Gutes wahrscheinlich den Scheck sofort in Bargeld wird umwechseln wollen, und dazu würde unsere Bank ohne weiteres nicht imstande sein.“

Überrascht sah er sie an. „Verfügen Sie nicht über derartige Barbestände? Ich hatte geglaubt, daß eine Bank von dieser Größe —“

Sie unterbrach ihn. „Zu bestimmten Zeiten würden wir freilich mit Leichtigkeit diesen Betrag auszahlen, aber dauernd größere Barvorräte zu halten, hat für uns ja keinen Zweck. Was eingeht, wird möglichst bald wieder abgeführt.“

„Aber Ihre Kassenräume sind doch hoffentlich ganz sicher? Daß nicht etwa ein Einbruch verübt werden kann?“ fragte er ängstlich.

„Da dürfen Sie ganz ohne Sorge sein, Herr Oberregierungsrat. Wenn wir natürlich auch nicht über die Sicherheitsvorrichtungen der Großbanken verfügen, so sind unsere Gewölbe doch unbedingt feuer- und einbruchsicher.“

„Meine Ängstlichkeit wird Sie vielleicht in Erstaunen setzen,“ sagte er. „Aber da etwas Derartiges mir schon passiert ist —“

„Wie?“ unterbrach sie ihn erstaunt.

Digitized by Google

„Ich habe einmal zwanzigtausend Mark eingebüßt durch einen Einbruch in die Bank, bei der ich einen Teil meines Vermögens hinterlegt hatte. Es ist zwar fast ein Vierteljahrhundert seitdem vergangen, aber so etwas vergißt man nicht wieder. Da bleibt eine Ängstlichkeit für das ganze Leben zurück.“

„Aber die Bank mußte doch haften,“ entgegnete sie.

„Gewiß hätte sie das getan. Aber dieser Einbruch war der Anfang vom Ende. Sie mußte bald darauf ihre Zahlungen einstellen.“

„Das ist allerdings eine traurige Erfahrung, die Sie gemacht haben, und ich kann sehr wohl Ihre Besorgnis verstehen. Aber glauben Sie mir, davor sind Sie diesmal sicher. Es müßte schon ein sehr geschickter und verwegener Räuber sein, der bei uns Erfolg haben wollte — und solche Leute haben wir hier nicht.“

„Nun, es könnte ja ein Auswärtiger sein, ein internationaler Einbrecher, ein Gentleman-Verbrecher, wie man zu sagen pflegt.“

„Wie sollte der gerade auf unsere Bank verfallen! Und überdies — ohne genaue Ortskenntnis könnte er nichts erreichen. Um diese Kenntnis sich zu erwerben, müßte er aber sehr eingehende Studien machen. Glauben Sie, daß das in einem so kleinen Orte wie Czostran möglich wäre, ohne Verdacht zu erwecken?“

Ihre Ausführungen schienen ihn beruhigt zu haben. Er öffnete die braune Aktenmappe, die er während des ganzen Gespräches fest unter dem Arm gehalten hatte, und entnahm ihr ein sorgfältig verschnürtes und versiegeltes Paket, das er Ella überreichte.

„Haben Sie ein genaues Verzeichnis der Papiere?“ fragte sie.

„Gewiß, aber nur in einem Exemplar.“

„Das genügt.“

Digitized by Google

„Wünschen Sie die Prüfung der Papiere sofort vorzunehmen?“ fragte er.

„Das ist erst erforderlich, wenn der Scheck ausgestellt wird.“

„Dann könnte ich ja eigentlich die Papiere bis dahin noch in eigener Verwahrung behalten.“

Sie lächelte. „Wenn Ihnen das sicherer erscheint — gewiß.“

„Ich meinte nicht bei mir oder im Hotel, ich dachte an einen Safe. Sie haben doch wohl Safes unter Mitverschluß der Mieter?“

„Allerdings. Aber nur in geringer Anzahl. Und nur die wenigsten werden benützt. Die Einrichtung hat sich hier nicht eingebürgert. Man ist der Ansicht, daß ein uns übergebenes Depot ebenso sicher in unseren eigenen Schränken verwahrt ist, als wenn es im Safe läge.“

„Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein. Es sollte keine Kränkung für Ihre Bank sein, aber —“

Sie schnitt seine Entschuldigungen etwas ungeduldig ab. „Ich möchte Sie bitten, Herr Oberregierungsrat, sich von der Sicherheit unserer Einrichtungen selbst zu überzeugen.“

Damit klingelte sie und ließ den Kassierer bitten, zu ihr zu kommen.

„Dieses Paket mit Wertpapieren ist in Verwahrung zu nehmen für Herrn Oberregierungsrat v. Schroetter,“ sagte sie, als der Kassierer eingetreten war. „Der Herr Oberregierungsrat hat Besorgnis, daß die Papiere gestohlen werden könnten; wir wollen sie deshalb in seiner Gegenwart in unseren Geheimschrank legen. Erledigen Sie, bitte, erst die nötigen Formalitäten.“

Nachdem dies geschehen war, sagte der Kassierer:

Digitized by Google

„Darf ich Herrn Oberregierungsrat bitten, sich mit mir zu bemühen. Gestatten Sie, daß ich vorangehe.“

Herr v. Schroetter wollte sich von Ella verabschieden, aber sie sagte: „Ich muß auch mitgehen. Der Kassierer allein kann dieses Gewölbe nicht öffnen, ebensowenig wie ich.“

„Ah!“ machte der Oberregierungsrat. „Also doppelter Verschluß!“

„Sie sehen,“ erwiderte sie, „ganz so leicht haben wir es den Einbrechern doch nicht gemacht.“

Sie folgten dem Kassierer, der sie an der Treppe erwartete, die in den Keller führte.

Das Gewölbe mit seinen mächtigen eisernen Türen und großen vorgelegten Eisenstangen schien Herrn v. Schroetter völlig zu beruhigen.

„Das ist ja beinahe so wie in meiner Bank in Berlin,“ sagte er bewundernd.

„Nun, ganz so ist es freilich nicht. Aber das ist für Czostran ja auch nicht nötig.“

Sowohl die Tür, die das Kellergewölbe abschloß, als auch die Türen der großen Schränke standen unter doppeltem Verschluß.

Der Oberregierungsrat war aufs höchste befriedigt.

Zwei Stunden später saß der Oberregierungsrat im Zuge nach Berlin. Vergnügt rieb er sich die Hände. „Herbert kann mit mir zufrieden sein,“ murmelte er. „Das hätte er nicht besser machen können.“

Und Herbert war in der Tat hochbefriedigt über das Ergebnis von Bötzows Informationsreise. Gönnerhaft klopfte er ihm auf die Schulter. „Was könntest du leisten, wenn du nicht so furchtbar faul wärst!“

„Ich bin nun mal, wie ich bin,“ versetzte Kurt. „Was hast du nun mit mir vor?“

Digitized by Google

„Zunächst bist du frei. Erst müssen wir die zweite Unterredung mit der Hagemann abwarten.“

„Du, das ist übrigens ein ganz prachtvolles Weib!“ rief Kurt.

„Hast dich wohl gar verliebt in sie?“

„Brr — nee!“ schüttelte sich Kurt. „Entsetzlicher Gedanke, die zu küssen! Aber weißt du, was ich wünschte?“

„Na?“

„Daß sie zu uns gehörte. Wir würden einen Dreibund bilden — erster Klasse, was?“

„Das wäre so übel nicht.“

„Hör mal, kannst du sie nicht heiraten? Dann wäre sie ja unser!“

„Laß doch die faulen Witze!“ brummte Herbert. „Unser! Als ob ein Mensch wie sie unsere Gehilfin werden könnte!“

„Auch nicht aus Liebe?“

„Sogar dann nicht. Bei ihr ganz ausgeschlossen.“ Herbert ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich stieß er heftig hervor: „Ich hab' es schon bereut, daß ich die Geschichte angefangen habe.“

„Nanu?“ rief Kurt überrascht.

„Wenn ich gewußt hätte, was sie für ein Frauenzimmer ist — wahrhaftig, ich hätt' es nicht getan.“

Kurt sprang auf und trat dem noch immer hin und her laufenden Freunde in den Weg. „Herbert, was ist das? Ich kenne dich gar nicht wieder. Du — und Reue und Mitleid?“

„Laß mich!“ wehrte Herbert schroff ab.

Kopfschüttelnd trat Kurt beiseite. Sollte Herbert etwa gar —

Er mußte bei dem Gedanken lachen. Herbert und wirkliche Liebe empfinden!

Digitized by Google

Herbert blieb mit einem Ruck stehen. Drohend blitzten seine Augen den Freund an. „Zu lachen gibt es hier gar nichts! Hast du mich verstanden?"

„Aber Herbert, ich bitte dich —"

„Schon gut," unterbrach ihn dieser und setzte sein Umherwandern fort. Nach einigen Minuten blieb er wieder vor Kurt stehen und legte ihm die Hände auf die Schultern. „Verzeih, lieber Junge, es war nicht so schlimm gemeint. Aber — ich weiß selbst nicht, was mir ist — — hol's der Teufel! Das Frauenzimmer ist so unsentimental wie nur möglich, und mich hat sie ganz sentimental gemacht." Er gab sich einen Ruck. „Ach was! Vorbei! Es ist angefangen und muß zu Ende geführt werden. Wenn sie dabei zugrunde geht — ich kann ihr nicht helfen."

Sonntag morgen fuhr Herbert nach Posen. Sein Zug traf eine halbe Stunde früher ein als der Zug aus Czostran. Er beschloß, Ella Hagemann auf dem Bahnsteig zu erwarten. Zwei Rosen hielt er in der Hand, die er ihr überreichen wollte.

Als sie den Zug verließ, trat er mit ausgestreckter Hand auf sie zu und begrüßte sie herzlich. Sie trug das gleiche Kleid wie bei ihrem ersten Zusammentreffen, aber sie hatte eine weiße Spitze vorgesteckt, die sie frischer und jugendlicher erscheinen ließ. Sein scharfer Blick hatte die Veränderung sofort bemerkt.

Als er ihr die Rosen gab, stieg eine tiefe Röte in ihr Gesicht. Sie wurde verlegen wie ein junges Mädchen, das von einem Herrn die erste Aufmerksamkeit erfährt.

„Aber ich bitte Sie, Herr Harpers!" sagte sie stockend, nahm jedoch die Rosen, die sie in der Hand behielt.

Digitized by Google

„Essen wir wieder bei Mylius?“ fragte er.

„Ja, gern,“ versetzte sie. Noch immer kämpfte sie gegen die Verwirrung, die diese einfache Galanterie in ihr hervorgerufen hatte.

„Heute wollen wir aber keinen so schweren Wein trinken,“ sagte sie, als sie im Hotel an demselben Tisch Platz genommen, an dem sie das erste Mal gesessen hatten.

Er lächelte. „Wie Sie befehlen. Wollen wir nicht gleich ein Glas Sekt?“

Sie wehrte entschieden ab.

„Es ist aber am bekömmlichsten, wenn man nicht mischt.“

„Ich möchte am liebsten einen ganz leichten Mosel.“

Er widersprach nicht mehr.

„Sie glauben gar nicht, wie ich mich auf dieses Wiedersehen gefreut habe,“ begann er und sah sie mit leuchtenden Blicken an.

Sie mußte die Augen niederschlagen. Sie fühlte, wie sie wieder rot geworden war. So schämte sie sich vor sich selbst, daß sie am liebsten aufgestanden und hinausgelaufen wäre.

„Daß mein Vater so ganz einverstanden ist mit meiner Idee, hat Sie hoffentlich auch gefreut?“

„Gewiß — und um so mehr, da ich es eigentlich nicht erwartet hatte.“

„Nicht?“ Er sah sie mit einem Ausdruck des Erstaunens an.

„Ich will ganz offen sein, Herr Harpers. Ich hatte geglaubt, Ihr Herr Vater würde Ihre Idee etwas — etwas phantastisch finden.“

Er lachte lustig auf. „Mein Vater weiß, daß ich kein Phantast bin.“

„Ja, ja, das mag sein. Aber eine so völlig un-

Digitized by Google

bekannte Person wie ich — dazu eine Frau in eine so verantwortungsvolle Stellung —"

Er antwortete nichts als: „Mein Vater kennt mich."

Der Kellner brachte den Wein und füllte ihre Gläser. Sie stießen miteinander an.

„Wenn Sie meine Bitte um eine nochmalige Unterredung abgelehnt hätten, wissen Sie, was geschehen wäre?"

„Nun?" fragte sie rasch. Aber sie vermied es, ihn anzusehen.

„Ich hätte Sie einfach in Ihrem Bureau überfallen."

„Herr Harpers!" rief sie erschrocken.

„Gewiß. Das hätte ich getan. Denn sprechen mußte ich Sie noch einmal vor meiner Abreise nach Rußland."

Wieder traf sie ein Blick, der sie verwirrte. Aber sie zwang sich, ganz ruhig zu sprechen. „Ohne Grund hätte ich natürlich nicht abgelehnt. Und wäre ich verhindert gewesen, so hätte ich Ihnen ausführlich geschrieben — alles, was Ihr Herr Vater wissen will."

„Schriftlich ist es doch nichts Rechtes."

„Warum nicht? Das geht sehr gut. Ich kann es Ihnen sogar beweisen. Ich habe für Ihren Herrn Vater meinen Lebenslauf aufgesetzt, aus dem er alles ersehen kann."

„Oh, Sie sind aber wirklich —"

Sie wehrte ab. „Das ist doch eigentlich selbstverständlich. Wenn man sich um eine Stellung bewirbt, muß man, wenigstens in Deutschland, immer ein solches Schriftstück einreichen."

„Sich um eine Stellung bewirbt! Wie das klingt!" sagte er ärgerlich. „Als ob Sie eine kleine Kontoristin wären!"

Sie lachte. „Es ist doch so."

Digitized by Google

„Nein, es ist nicht so,“ versetzte er trotzig. „Hier handelt es sich nicht um eine Stellung, um die Sie sich bewerben — es täte mir leid, wenn Sie das so aufgefaßt hätten. Sie sollen bei uns keine Angestellte sein wie hundert andere —“

„Ich wollte Sie durchaus nicht kränken, Herr Harpers,“ unterbrach sie ihn. „Und ich glaube auch, ich habe ganz richtig erfaßt, um was es sich handelt. Aber ein Angestellter bleibt doch schließlich auch der erste Leiter eines Geschäfts, wenn es nicht eben der Besitzer selbst ist. Ihr Herr Vater urteilt darüber auch viel richtiger als Sie; denn er wünscht ja auch meine Gehaltsansprüche zu erfahren.“

„Dacht' ich mir doch, daß Sie das verletzt hat,“ stieß er hervor.

„Aber ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Harpers. Es ist doch die natürlichste Sache von der Welt, daß auch die Geldfrage mit erörtert werden muß.“

„Sie wollen mich eben nicht verstehen!“

Hastig stürzte er ein Glas Wein hinunter und schenkte sich sofort wieder ein.

Kopfschüttelnd sah sie ihn an. Sie wußte offenbar nicht recht, was sie von ihm denken sollte.

Schweigend verzehrten sie den nächsten Gang.

Ihr Gespräch drehte sich dann um andere Dinge; die sie selbst berührende Angelegenheit blieb unerörtert.

Diesmal war es noch nicht zwei Uhr, als sie ihr Mahl beendet hatten.

„Wie denken Sie über eine etwas längere Spazierfahrt nach außerhalb?“ fragte er.

„Ich bin sehr damit einverstanden. Das Wetter ist so prachtvoll. Vielleicht fahren wir nach Unterberg.“

Ihr Wagen hatte bald die Stadt verlassen und rollte auf fast menschenleern Wegen dahin.

Digitized by Google

Er bat sie, ihm einiges über ihr bisheriges Leben zu erzählen. Gern entsprach sie seiner Bitte. Flüchtig streifte sie ihre Kindheit, das Leben im Elternhause und berichtete dann eingehend über die kaufmännische Ausbildung, die sie genossen, über die verschiedenartigen Tätigkeiten, die sie ausgeübt hatte, ehe sie in die leitende Stellung eingerückt war.

„Sie haben also ganz von der Pike auf gedient," sagte er.

„Ja, und ich bin stolz darauf," versetzte sie.

„Das dürfen Sie auch mit vollem Recht. Wieviel Arbeit haben Sie in Ihrem Leben doch schon geleistet!"

Er sprach es mit ehrlicher Bewunderung.

„Oh, die Arbeit war nie ein Zwang für mich, sie ist meine größte Freude!"

Auf seine Bitte schilderte sie ihm dann, welcher Art ihre jetzige Arbeit war, und um ihm das verständlich zu machen, mußte sie auch auf die Organisation ihrer Bank eingehen, auf deren Geschäfts- und Kundenkreis, und seine häufigen Zwischenfragen und Bemerkungen zeigten ihr, mit wie großem Interesse und Verständnis er ihren Ausführungen folgte. Wo die von ihr geschilderten Verhältnisse wesentlich abwichen von den amerikanischen, legte er diese Unterschiede dar, wobei er insbesondere immer auf die Handhabung der Geschäfte bei seiner eigenen Firma einging.

Sehr verwundert zeigte er sich besonders über die nach seiner Ansicht ganz unzulänglichen Sicherheitseinrichtungen einer deutschen Provinzbank. „Wenn Ihre Bank, wie Sie erwähnten, vor den großen Zahltagen oft hunderttausend Mark und mehr in Bargeld liegen hat, so ist das doch eigentlich, nehmen Sie mir's nicht übel, ein großer Leichtsinn. Bei uns würden

Digitized by Google

jedenfalls ganz andere Vorkehrungen getroffen werden, um einen Einbruch unmöglich zu machen."

Sie verteidigte die Einrichtungen ihrer Bank, suchte ihm zu beweisen, daß eine Beraubung wohl als ausgeschlossen betrachtet werden könne.

Aus einer inneren Westentasche holte er ein kleines Lederetui hervor, öffnete es und entnahm ihm eine Anzahl seltsam geformter Schlüssel. „Ich offenbare Ihnen jetzt eines der wichtigsten Geheimnisse unserer Firma," sagte er beinahe flüsternd. „Dies hier sind die Schlüssel zu den Gewölben und Schränken, in denen wir unsere Vorräte an Bargeld und Wertpapieren aufbewahren. Haben Sie etwas Ähnliches schon gesehen?"

Sie zögerte, offenbar im Zweifel, ob er in seinem Vertrauen zu ihr nicht zu weit ging.

„Nehmen Sie unbedenklich," sagte er. „Sie werden diese Schlüssel doch einst zur Verwahrung bekommen. Darum darf ich sie Ihnen heute schon zeigen."

Mit leiser Stimme, damit der Kutscher nichts hören konnte, erklärte er ihr die Konstruktion, die so raffiniert erdacht war, daß kein Räuber, selbst wenn er alle Schlüssel im Besitz hatte, imstande gewesen wäre, die Schlösser zu öffnen, wenn er nicht das eigentliche Geheimnis kannte.

„Dieses Geheimnis," sagte er, „ist ein einziges Wort, dessen Kenntnis allein wie das ‚Sesam, öffne dich!' des Märchens den Eingang zu unseren Kassenschätzen ermöglicht. Dieses Zauberwort dürfen nur die Menschen kennen, denen die Schlüssel anvertraut sind. Das ist bei uns: mein Vater oder sein Stellvertreter, unser Hauptkassierer und ich. Von Zeit zu Zeit wird ein anderes Wort gewählt, und immer bedarf es zweier Personen, die beide das Wort kennen müssen."

Sie sprach ihre unverhohlene Bewunderung aus.

Digitized by Google

Während er die Schlüssel sorgfältig verwahrte, sagte er: „Auch bei den deutschen Banken ist es ja wohl üblich, daß die Schlösser der Geheimschränke nur geöffnet werden können, wenn der Mechanismus auf irgend ein bestimmtes Wort eingestellt ist; aber dieses System, das sicherlich auch bei Ihrer Bank besteht, wird, wie Sie selbst zugeben werden, von dem unserigen weit übertroffen."

„Wir haben nicht einmal dieses System bei uns eingeführt," versetzte sie. „Unsere Gewölbe haben natürlich auch doppelten Verschluß und können nur geöffnet werden, wenn zwei Personen gleichzeitig ihre Schlüssel dazu benützen."

„Wenn aber kein geheimer Mechanismus damit verbunden ist," unterbrach er sie, „so kann ja ein Räuber, dem es gelingt, sich die doppelten Schlüssel zu verschaffen, ohne weiteres auch Ihre Gewölbe öffnen."

„Nun, so ohne weiteres doch nicht. Zunächst müssen es zwei Räuber sein, denn einer allein kann auch mit doppelten Schlüsseln nicht öffnen, und dann müßten die Räuber sich doch erst in den Besitz dieser Schlüssel setzen —"

„Was mit Gewalt oder List kein Ding der Unmöglichkeit wäre," fiel er ein.

„Sie legen immer amerikanische Verhältnisse zugrunde, rechnen mit Einbrechern größten Stils, die wir in unserer Kleinstadt Gott sei Dank noch nicht haben."

„Sie mögen recht haben. Mir sind die deutschen Verhältnisse nicht bekannt genug, um darüber zu urteilen. Ich bin kein Mann der blassen Furcht, das werden Sie mir wohl glauben; aber ich muß doch sagen: wenn ich, wie Sie es tun, vor den großen Abrechnungstagen allein mit dem Kassierer, nur von einem Wächter

Digitized by Google

behütet, die Nacht verbringen sollte, ich würde ein Gefühl der Unruhe nicht loswerden."

Sie lachte. „Sie stellen sich das alles viel schlimmer vor, als es ist. Erstens kommt es fast nur vor den Quartalsschlüssen vor, daß wir so viel Geld liegen haben, und dann haben wir in diesen Nächten so viel Arbeit, daß solche furchtsamen Gedanken gar nicht kommen."

„Ich würde mir dann wenigstens zu meinem persönlichen Schutz einen großen Hund halten, eine mächtige Dogge, auf den Mann dressiert —"

Lachend fiel sie ein: „Vielleicht schaff' ich mir solches Tier einmal an, wenn ich recht viel überflüssiges Geld habe. Bis dahin muß mein Revolver mir genügen."

Damit wurde dieser Gegenstand verlassen, und ihre Unterhaltung wandte sich der Frage zu, ob die geteilte oder durchgehende Arbeitszeit zu bevorzugen wäre, wobei er alles erfuhr, was er über die bei ihrer Bank bestehende Regelung zu wissen wünschte.

Plötzlich — mitten in einem Satz — brach Harpers ab und sagte: „Sie schrieben mir, daß Sie eine Photographie mitbringen wollten. Das hätte ich beinahe ganz vergessen."

Sie nickte, griff in ihr Handtäschchen und zog ein Visitbild hervor. „Kabinett habe ich leider nicht. Aber vielleicht wird das auch genügen."

Er nahm das Bild und sah es lange an. „Mein Vater wird einen ganz falschen Eindruck bekommen," sagte er endlich.

„Wieso?"

„Das Bild taugt nichts. Wie das bei den meisten Bildern der Fall ist. Die ganze Photographie ist ein Unsinn. Das Äußere kann sie im besten Falle richtig wiedergeben, aber die Hauptsache nicht — den Charakter."

Digitized by Google

Sie antwortete nicht.

Beinahe heftig fuhr er fort: „Was soll nun mein Vater denken, wenn er dies Bild sieht? Kann er vielleicht eine Vorstellung von Ihnen bekommen? — Ausgeschlossen.“ Wieder besah er das Bild prüfend. „Ich werde es ihm gar nicht schicken.“ Mit diesen Worten holte er seine Brieftasche hervor und wollte die Photographie hineinlegen.

„Wenn Sie das Bild nicht abschicken wollen, möchte ich es aber zurück haben.“ Sie streckte die Hand aus, doch er hielt das Bild fest.

Seine Stimme hatte einen veränderten Klang, als er nun sagte: „Ich möchte Sie bitten, es behalten zu dürfen — als Erinnerung an Posen.“

„Was haben Sie von dem Bilde, wenn es so schlecht ist?“

„Für mich ist es nicht schlecht. Ich weiß ja, wie Sie sind, und was dem Bilde fehlt, kann ich mir ergänzen. Das kann aber mein Vater nicht.“

Sie zögerte mit der Antwort.

„Finden Sie meine Bitte so unbescheiden?“

Sie verneinte, ohne zu sprechen.

„Dann lassen Sie mir's, bitte! Es wird mir eine liebe Erinnerung bleiben. Nur Ihren Namen darauf und das Datum — das würde ich noch gern haben.“

Eine unbestimmte Angst erfüllte sie, gemischt mit einem Gefühl, das sie heute schon mehrfach empfunden hatte und ihr doch bisher völlig fremd gewesen war.

Mit äußerster Willensanspannung gelang es ihr, ruhig zu erwidern: „Wenn Ihnen so viel daran liegt, so behalten Sie es. Meinen Namen will ich gern darauf schreiben, wenn wir in Unterberg sind.“

„Ich danke Ihnen.“ Er hatte ihre Hand ergriffen

Digitized by Google

und, ehe sie es verhindern konnte, einen Kuß darauf gepreßt.

Sie entriß sie ihm schroff. „Lassen Sie das! Ich liebe so etwas nicht!"

„Womit hab' ich Sie verletzt?" fragte er.

„Ich wünsche solche Galanterien nicht."

Ein wenig gereizt erwiderte er: „Es ist mir neu, daß ein Handkuß in Deutschland als Beleidigung angesehen wird."

„Es kommt ganz auf die Umstände an."

„Verzeihen Sie mir, es war nicht schlimm gemeint."

In Unterberg, einem der beliebtesten Ausflugsorte für die Posener, herrschte großer Trubel, als sie ankamen. Und immer neue Scharen brachten die Extrazüge, die heute am Sonntag verkehrten.

„Es hat wohl keinen Zweck, uns hier zu setzen."

Er gab ihr recht.

„Das beste wird sein, wir kehren sofort wieder um," fuhr sie fort.

Er zog die Uhr. „Es ist erst drei Uhr. Wir haben noch viel Zeit. Die Pferde werden auch etwas ausruhen müssen. Können wir nicht ein Stück spazieren gehen?"

„Ja, das können wir."

Er gab dem Kutscher Anweisung, sich in spätestens einer Stunde bereitzuhalten, dann folgte er ihr, die langsam vorangegangen war.

Schweigend schritten sie durch den Wald nach dem Flusse hin, an dessen Ufern sie entlang wanderten, bis der Lärm aus dem Vergnügungslokal fast unhörbar verklang.

„Wollen wir uns nicht etwas setzen?" fragte er.

Sie stimmte zu.

Ganz dicht am Wasser saßen sie und hörten dem Plätschern der Wellen zu. Tiefe Stille herrschte.

Digitized by Google

„Fräulein Hagemann, ich sagte Ihnen schon heute mittag, ich wollte und mußte Sie noch einmal sprechen, ehe ich nach Rußland fuhr. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was sich schriftlich nicht mitteilen läßt.“

Sie wollte aufstehen, aber er ergriff ihre Hand und hielt sie trotz ihres Sträubens fest. „Fräulein Hagemann, Sie müssen mich anhören, ein paar Minuten nur! — Als ich den ersten Brief an Sie schrieb, tat ich es nur im Interesse unseres Geschäfts. Ich hoffte, die Persönlichkeit zu finden, die wir brauchen. Aber als wir dann in Posen zusammen waren, da — ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll — da wurde mein Interesse immer mehr ein persönliches; ich dachte kaum noch an das Geschäft, nur noch an mich selbst. Ich sah Sie nicht mehr als die angestellte Beamtin unseres Hauses, ich sah Sie —“

„Hören Sie auf, Herr Harpers!“ rief sie und riß sich los. „Ich habe Sie auch achten gelernt, aber daß Sie nun Ihren Spott treiben —“

Sie stürzte davon, quer durch den Wald zurück. Er eilte ihr nach und hatte sie bald erreicht. Er faßte ihren Arm, doch sie entriß sich ihm wieder, blieb aber vor ihm stehen. Keuchend ging ihr Atem.

„Rühren Sie mich nicht an!“ rief sie.

Ruhig und langsam, jedes Wort sorgsam betonend, sagte er: „Fräulein Hagemann, glauben Sie wirklich, daß ich Spott treiben will? Mit Ihnen? Sehen Sie mich doch an — sagen Sie es mir ins Gesicht!“

Sie rang nach Atem, versuchte zu sprechen, brachte aber kein Wort heraus.

„Fräulein Hagemann, jetzt wissen Sie, was ich Ihnen zu sagen hatte. Aber ich will Sie nicht quälen. Sie brauchen mir heute nicht zu antworten, ich will Ihnen Zeit lassen. Wenn ich aber zurückkomme und

Digitized by Google

wieder vor Sie hin trete, wollen Sie mir dann offen und ehrlich Antwort geben?"

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt, zitternd lagen sie in den seinen, doch sie entzog sie ihm nicht.

„Wollen Sie, Fräulein Hagemann?"

Ein fast unhörbares „Ja" war alles, was sie sagen konnte.

Schweigend gingen sie zurück.

„Sie wollen jetzt wohl lieber allein sein?" fragte er, als die Station vor ihnen lag.

Sie nickte.

„Wollen Sie den Wagen nehmen?"

„Ich fahre lieber mit der Bahn."

„So leben Sie denn wohl und — auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" wiederholte sie mechanisch.

Er sprang in den Wagen, die Pferde zogen an; noch ein letztes Grüßen, dann ging sie langsamen Schrittes dem Bahnhof zu.

Nichts um sich sah und hörte sie; wie losgelöst von der Erde kam sie sich vor, wie empfindungslos gegen jeden Schmerz und jede Freude.

Es war am Sonnabend, den 29. September, mittags gegen ein Uhr, als ein Automobil im schnellsten Tempo auf Czostran zuflog. Darin saß der Oberregierungsrat v. Schroetter. Vor dem Bankgebäude hielt er, sprang heraus und stand einige Minuten später in dem Zimmer der Leiterin.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein — ich bin in furchtbarer Eile. Das Geschäft ist perfekt geworden, aber die Anzahlung muß bis morgen vormittag spätestens zehn Uhr geleistet sein, und zwar in Bargeld — können Sie das noch ermöglichen?"

Digitized by Google

Fräulein Hagemann sah nach der Uhr. „Die Posener Ostbank wird um drei Uhr geschlossen. Ein Zug geht jetzt nicht —“

„Ich habe ein Automobil.“

„Wie lange fahren Sie nach Posen?“

„Höchstens anderthalb Stunden.“

„Dann ist es gut.“ Sie klingelte.

„Sie würden mir den größten Gefallen tun,“ rief er. „Es ist noch ein anderer Käufer da, der auf das Gut reflektiert, und wenn die Anzahlung nicht rechtzeitig geleistet wird, ist das Geschäft rückgängig gemacht.“

Der Kassierer trat ein. „Wir müssen sofort einen Scheck auf die Ostbank ausstellen über —“

Sie sah Schroetter an.

„Über sechzigtausend Mark, wenn ich bitten darf. So hoch ist die Anzahlung.“

„Also über sechzigtausend Mark. Lassen Sie die Ostbank telephonisch benachrichtigen, daß das Geld noch heute nachmittag vor drei Uhr abgehoben wird. — So, und nun wollen wir das Paket mit den Wertpapieren holen.“

Bald erschien Fräulein Hagemann wieder, das Paket im Arm haltend. Ein Beamter folgte ihr. Die Verschnürung wurde gelöst, worauf die Papiere herausgenommen wurden.

„Haben Sie ein Verzeichnis mit?“ fragte sie den Oberregierungsrat.

„Jawohl.“ Seiner Brusttasche entnahm er einen sorgsam versiegelten Umschlag, schnitt ihn auf und übergab Ella das Verzeichnis.

Diese war inzwischen beschäftigt gewesen, die Papiere durchzusehen. „Ich kann die Zinsbogen nicht finden,“ sagte sie.

„Zinsbogen?“ fragte Schroetter erstaunt.

Digitized by Google

„Gewiß," versetzte sie ungeduldig. „Ohne sie sind die Papiere für uns wertlos."

Schroetter schrak zusammen. „Die Zinsbogen — ja, die habe ich in Berlin. Ich glaubte, es genügten die Papiere selbst —"

Ärgerlich schob Ella das Paket beiseite. „Es tut mir sehr leid, aber unter diesen Umständen können wir Ihnen den Scheck natürlich nicht geben."

„Aber um Gottes willen!" rief der Oberregierungsrat verzweiflungsvoll. „Ich will ja die Zinsbogen sofort besorgen — ich fahre noch heute nach Berlin — und morgen früh sind die Bogen in Ihrem Besitz."

„Das nützt uns leider nichts. Die Ausstellung des Schecks kann erst erfolgen, wenn Mäntel und Zinsbogen uns ordnungsmäßig übergeben sind."

Schroetter rannte stöhnend umher. „Gibt es denn keinen Ausweg — keine Möglichkeit? Es genügt ja, wenn ich das Geld morgen früh in Händen habe."

„Aber Sie brauchen doch Bargeld; der Scheck muß also heute noch eingelöst werden."

„Könnten Sie nicht den Scheck durch einen Beamten Ihrer Bank in Posen einlösen und den Betrag hier deponieren bis morgen früh?"

„Das wäre die einzige Möglichkeit."

„In diesem Falle läuft Ihre Bank doch gar kein Risiko. Sie händigen mir das Geld ja erst morgen früh aus, wenn ich Ihnen die Zinsbogen bringe."

Sie sah nach der Uhr. „Ich will Ihnen den Gefallen tun, obwohl wir unsere Beamten heute sehr dringend brauchen."

„Mein Automobil steht zu Ihrer Verfügung."

Ella gab die erforderlichen Anweisungen, und bald war ein Beamter unterwegs nach Posen.

Unter den lebhaftesten Dankesbezeigungen ver-

Digitized by Google

abschiedete sich der Oberregierungsrat, um nach Berlin zu fahren und die Zinsbogen zu holen. Die Übergabe des Geldes sollte am Sonntag früh acht Uhr erfolgen.

Es war am Abend des gleichen Tages gegen zehn Uhr, als wieder ein Automobil die von Posen nach Czostran führende Straße herangerattert kam. Der Insasse des offenen Wagens lehnte eingemummt in einer Ecke und fluchte über die Hagelschauer, die der Sturmwind ihm ins Gesicht peitschte. „Gott sei Dank, daß wir nachher nicht mehr gegen den Wind fahren,“ murmelte er vor sich hin.

In langsamerem Tempo fuhren sie in Czostran ein. Kurz vor dem Hotel zum schwarzen Adler trafen sie zwei Herren, die sich durch den Wind vorwärts kämpften.

Der Chauffeur fühlte sich zweimal mit der Krücke eines Stockes berührt. Das hieß: Ganz langsam fahren, dann halten.

„Guten Abend, Herr Amtsrichter!“ rief der Herr im Auto.

Die beiden Herren blieben prustend stehen und suchten die Finsternis zu durchdringen.

„Sie kennen mich wohl nicht?“ kam es lachend aus dem Auto.

„Ah, Herr Oberregierungsrat!“ rief der Amtsrichter. „Wo kommen Sie denn so spät her?“

„Von Posen. Gutskauf abgeschlossen.“

„So — gratuliere. Kommen Sie nach dem Adler?“

„Habe nur noch kurze Besprechung mit Fräulein Hagemann. In einer halben Stunde bin ich im Adler. Belegen Sie mir einen recht molligen Platz!“ Wieder gab er dem Chauffeur mit dem Stock ein Zeichen, und

Digitized by Google

weiter ging die Fahrt. Kaum hörte er noch die Antwort des Amtsrichters: „Wird besorgt.“

Wenige Minuten später hielt das Automobil vor der Bank.

Schroetter zog die Klingel. Ein Spalt öffnete sich, und eine Stimme fragte, wer da wäre.

„Ich möchte Fräulein Hagemann sprechen.“

„Das Geschäft ist geschlossen.“

„Es ist eine dringende Angelegenheit.“

„Um diese Zeit darf niemand mehr die Bank betreten.“

„Aber ein Aufschub ist ganz unmöglich. Kennen Sie mich denn nicht? Ich bin der Oberregierungsrat v. Schroetter.“

„Tut mir sehr leid, Herr Oberregierungsrat, aber ich darf nicht gegen meine Instruktion handeln.“

„Dann werden Sie sofort diese Karte Fräulein Hagemann bringen,“ klang eine andere Stimme.

Der Chauffeur war abgestiegen und reichte eine Karte hinein. Der Mann drinnen nahm die Karte und ließ den Spalt wieder zufallen.

Während er die Treppe hinaufstieg, las er: „Fred Harpers, Cincinnati.“ Und auf der Rückseite mit Bleistift die Worte hingeworfen: „bittet dringend um einige Augenblicke Gehör.“

Während der Mann nach oben ging, flüsterte Herbert, der die Rolle des Chauffeurs spielte, dem anderen zu: „Also mach rasch. Ich halte mich nicht lange auf.“

Bald erklangen Schritte, ein Schlüssel wurde umgedreht, und die Haustür ging auf.

Der Chauffeur trat ein.

„Laß mich nicht zu lange warten,“ rief Kurt. „Es ist ja ein Hundewetter.“

Digitized by Google

„Wollen denn der Herr Oberregierungsrat nicht mit nach oben gehen?“

„Nein, ich bleibe unten. Aber wenn ich für ein paar Minuten ins Haus treten könnte, wäre es mir sehr lieb.“

Der Wächter zögerte. Es war gegen seine Instruktion, das zu gestatten; aber da der Begleiter noch empfangen wurde zu einer Stunde, in der sonst niemand mehr Zutritt fand, tat er wohl kein Unrecht, dem Herrn Oberregierungsrat den Eintritt zu gestatten.

„Wie lange soll ich denn noch hier warten?“ fragte Herbert schroff.

Der Wächter trat zurück, damit Bötzow eintreten konnte, und schloß hinter ihm die Tür. „Verzeihen Sie nur einen Augenblick.“ Damit ging er Herbert voran die Treppe hinauf.

Bald war er zurück und bat den vermeintlichen Oberregierungsrat, in sein Zimmer einzutreten.

Es war behaglich warm in der kleinen Stube.

„Wollen Herr Oberregierungsrat nicht den Mantel ablegen?“

„Ist nicht nötig. Lange wird die Unterredung ja da oben nicht dauern. Und ich bin ganz durchgefroren.“ Er stellte sich an den Ofen. „Haben Sie nicht einen ordentlichen Schnaps, so einen alten Korn — was? Das wäre ein Labsal!“

„Sonst wohl, Herr Oberregierungsrat. Aber vor den großen Zahltagen darf ich nichts trinken, und um nicht in Versuchung geführt zu werden, schaff' ich vorher alles beiseite.“

„Schade, sehr schade! Hätte gern was Ordentliches zum Erwärmen gehabt. Aber, halt, ich muß doch noch selbst etwas bei mir haben.“ Er durchsuchte seinen Mantel und fand schließlich ein Fläschchen, das noch zu einem Drittel gefüllt war.

Digitized by Google

„Großartig! Schnell Gläser her!“

Der Wächter brachte ein Gläschen.

„Na, für Sie doch auch eins!“

Der Wächter wehrte ab. „Nein, Herr Oberregierungsrat, ich darf wirklich nicht.“

„Auf meine Verantwortung können Sie es schon tun. Ich verrate Sie nicht. Ein Glas wird Sie nicht umwerfen. Also los — fix, fix!“

Der Widerstand war bald gebrochen. Das zweite Gläschen kam.

Kurt entkorkte die Flasche und schenkte ein. Ehe er das zweite Glas eingoß, hielt er die Flasche gegen das Licht, als wollte er sehen, ob noch genug drin wäre, dann drehte er sie unbemerkt um.

„Na, dann prosit!“

Beide hatten ihre Gläser geleert.

„Was — das ist ein Schnäpschen?“ rief der vermeintliche Oberregierungsrat. „Der hat Feuer!“

Der Wächter schnappte und schluckte. „Donnerwetter!“ brachte er endlich heraus.

„Na, noch einen?“

„Nein, nein,“ wehrte der ab. „Ich habe — ich weiß nicht — er war wohl — zu stark — ich — —“

Bötzow fing den Sinkenden auf und ließ ihn auf die Erde gleiten.

„So, der hat sein Teil!“

Wenige Minuten später ertönte ein schrilles Glockenzeichen. Bötzow eilte hinaus, die Treppe hinauf in die ihm wohlbekannten Bureauräume.

Ella Hagemann hatte nach Empfang der Karte den mit ihr arbeitenden Kassierer gebeten, sie einige Minuten allein zu lassen.

Digitized by Google

Als Harpers eintrat, schritt sie ihm rasch entgegen.

„Was ist passiert?“ rief sie.

„Mein Vater ist plötzlich gestorben. Heute früh erhielt ich in Warschau das Telegramm. Ich muß sofort zurück. Wann ich wiederkommen werde, weiß ich nicht. Deshalb wollte ich noch Abschied nehmen von Ihnen.“

Ella reichte ihm wortlos ihre Hand. Der kräftige Druck sagte ihm, was sie alles in diesem Augenblick empfand.

„Eine Bitte habe ich noch,“ fuhr Harpers fort. „Mein Bargeld reicht nicht. Vor meiner Abreise aus Warschau konnte ich nichts mehr abheben, und morgen sind die Banken geschlossen.“

„Wieviel brauchen Sie?“ fragte sie.

„Fünftausend Mark etwa. Ich übergebe Ihnen dafür diesen Kreditbrief.“ Er entnahm seiner Brieftasche ein Papier und überreichte es ihr. „Sie sehen, es lautet noch über mehr als zehntausend Mark.“

Ella warf einen flüchtigen Blick in das Schriftstück und legte es auf den Tisch. „Ich stelle Ihnen gern den vollen Betrag des Kreditbriefes zur Verfügung,“ sagte sie.

„Ich danke Ihnen. Fünftausend Mark genügen mir.“ Sie gab das Klingelzeichen. Dann öffnete sie ein Geheimfach ihres Schreibtisches und entnahm ihm eine Anzahl seltsam geformter Schlüssel.

Der Kassierer trat ein. „Haben Sie Ihre Schlüssel bei sich?“ rief sie ihm entgegen.

„Sie liegen in meinem Zimmer.“

„Holen Sie sie, bitte. Dieser Herr bekommt sofort fünftausend Mark.“

Der Kassierer sah sie verwundert an, fragte aber nichts, sondern holte die Schlüssel und eilte Ella nach. Harpers folgte ihnen bis zum Eingang des Gewölbes.

Digitized by Google

Als das Geld übergeben war und Leiterin und Kassierer eben begannen, die Eingangstüren zu verschließen, sagte Harpers, seine Uhr ziehend: „Ich muß fort, sonst erreiche ich den Nachtzug nicht mehr. Dürfte ich noch ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Fräulein Hagemann?“

„Erwarten Sie mich hier,“ sagte sie zu dem Kassierer und führte Harpers in das nächstgelegene Zimmer.

„Fräulein Hagemann,“ begann er, „ich sagte bereits: Ich weiß nicht, wann ich zurückkommen werde. Es kann Monate dauern, ehe alles geordnet ist. So lange aber möchte ich nicht warten auf Ihren Bescheid. Wollen Sie mir schreiben, sobald Sie zu einem Entschluß gekommen sind?“

„Das will ich tun,“ versetzte sie. „Und nun, Herr Harpers, leben Sie wohl!“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

Da riß er sie an sich, und sie gab willenlos nach. Ihre heißen Lippen zuckten den seinen entgegen.

Da fühlte sie, wie etwas in ihren Mund gepreßt wurde, sie sah seine Augen über sich, und mit Entsetzen starrte sie in grimmig verzerrte Mienen. Dann preßte sich etwas gegen ihr Gesicht, wie giftige Gase stieg es vor ihr auf. Mit der Kraft der Todesangst suchte sie sich ihm zu entwinden, aber wie mit Schrauben hielten seine Arme sie umklammert — und mehr und mehr schwand ihr Bewußtsein dahin.

Herbert legte die Ohnmächtige auf die Erde und nahm ihr den Knebel aus dem Munde. Dann eilte er zu dem Kassierer.

„Kommen Sie rasch,“ rief er ihm zu, „Fräulein Hagemann ist ohnmächtig geworden.“

Der Kassierer eilte mit einem Schreckensruf herbei und drückte hastig auf die Klingel, die zu dem Wächter

Digitized by Google

führte. Dann kniete er bei der wie leblos daliegenden Gestalt nieder.

Im nächsten Augenblick fühlte er sich von hinten umklammert, und ein Knebel ward ihm in den Mund gestoßen.

„So, mein Junge,“ sagte Herbert, „nun nicht gemuckst!“

Der Kassierer warf sich trotz des vorgehaltenen Revolvers auf Herbert, der die Schußwaffe fortschleuderte, um keinen unnötigen Lärm zu machen, und seinen Gegner umschlang.

In diesem Augenblick trat Bötzow ein und stürzte sich auf die Kämpfenden. Als der Kassierer an Stelle des erwarteten Wächters den vermeintlichen Oberregierungsrat erblickte, sah er, daß alles verloren war. Sein Widerstand ließ einen kurzen Augenblick nach, und gleich darauf war er an Händen und Füßen gefesselt.

Eine halbe Stunde später war alles, was sich an Geld und absetzbaren Wertpapieren in dem Gewölbe befand, in den Händen der Räuber. Ihre Taschen waren strotzend voll, und mehrere Pakete hatten sie sich um den Leib gebunden, verborgen unter ihren langen Mänteln.

Einige Augenblicke horchten sie an der Haustür. Alles schien ruhig.

Aber gerade als sie die Straße betraten, kamen um die Ecke zwei Herren.

„Nanu,“ rief der eine, „wer hat denn hier noch so spät zu tun?“

„Wird wohl der Oberregierungsrat sein. Der Amtsrichter erzählte ja davon.“

Herbert brachte die Maschine in Gang. Als Kurt

Digitized by Google

die Tür des Autos aufriß, um einzusteigen, fiel ein mit Geld gefüllter Sack zur Erde. Der dumpfe Klang machte die beiden Herren mißtrauisch.

„Holla, da ist was nicht in Ordnung!“ rief der eine und sprang auf den Wagen zu.

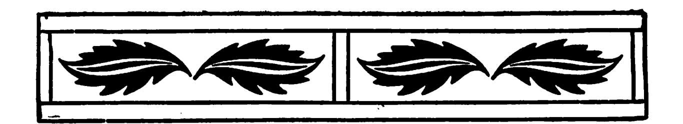
Kurt bückte sich und ergriff den Sack, da fühlte er sich festgehalten. Er schwenkte den Sack durch die Luft und ließ ihn mit solcher Wucht auf den Kopf seines Angreifers fallen, daß dieser taumelnd zurückfuhr.

Aber ein wuchtiger Hieb, von dem anderen mit seinem Stock geführt, traf Kurt; er wankte, hatte aber noch die Kraft, in den Wagen zu springen. Mit einem Satz war auch Herbert auf seinem Sitz, und das Auto raste davon. Die offengebliebene Tür zersplitterte am nächsten Laternenpfahl.

Drei Tage darauf wurde Ella Hagemann begraben. Sie hatte sich selbst den Tod gegeben, nachdem sie einen genauen Bericht über alles, was mit dem Raube zusammenhing, niedergeschrieben hatte.



Digitized by Google



Die mittelalterlichen Totentänze.

Von Wilhelm Fischer.

Mit 11 Bildern nach Merian. (Nachdruck verboten.)

Die bildliche Darstellung des sieghaften Todes, der die Menschen tanzend und musizierend zu Grabe geleitet, ist eine Folge der auf das 12. Jahrhundert zurückgreifenden, weit älteren pantomimischen und dramatischen „Totentänze“, deren ältester die „Danza generale de la muerte“ ist. Bekanntlich zählen letztere in ihrer derbsten Form zum eisernen Repertoire unserer Kasperletheater. Je lustiger und witziger hier der Tod erscheint, desto größer ist sein Erfolg.

Es liegt klar auf der Hand, daß die gewaltigen Wirkungen der Todespantomimen den älteren Malern Anreiz genug boten, das grausige Motiv künstlerisch zu verwerten. Im gewissen Sinne dürfen wir in den Totentänzen des 15. Jahrhunderts eine ziemlich energische Betätigung der freien Profankunst erblicken. Beweise für diese Behauptung fehlen uns, da die Forschung über die Ursachen, die diese „Richtung“ aufkommen ließen, versagt. Man ist hier nicht viel weiter, als man vor zweihundert Jahren war. Wir wissen nur, daß die „Danse macabre“, von der Jehan Le Fevre 1376 nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit singt: „Je fis de macabree la dance“ von einem Maler namens Macabree stammt, nach diesem und nicht nach dem hebräischen machabee (Grab)

benannt sei, und daß die Klein-Basler Totentänze nicht aus dem Jahre 1312, sondern erst aus der Zeit stammen, in der die Mauern, an denen sie sich befanden, gebaut und getrocknet waren. Und das war erst im Jahre 1438.

Erwiesen ist somit, daß der deutsche Totentanz aus Frankreich stammt, und daß der Klein-Basler Totentanz nicht viel älter ist als der um das Jahr 1440 an die Kirchhofmauer des Predigerklosters von Groß-Basel gemalte, durch die Merianschen Stiche berühmt gewordene Tanz. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß beide Tänze von ein und demselben, im Jahre 1437 nach Basel berufenen, und wie der Totentanzforscher Wilh. Seelmann überzeugend nachweist, niederrheinischen Maler gemalt worden sind. Obschon dieser Mann keine Größe wie Holbein war, dem man irrtümlich in Laienkreisen die Basler Totentänze zuschreibt, so ist es doch sehr bedauerlich, daß sein Name nicht auf uns gekommen ist. Daß er etwas konnte, beweisen die unserem Artikel beigegebenen Reproduktionen der schönsten seiner Tänze, deren erster, „Das Beinhaus“ (S. 177) von dem Basler Maler Hans Hug Kluber bei der Übermalung des beschädigten alten Totentanzes im Jahre 1568 ziemlich eigenmächtig restauriert worden ist. Büchel sagt in seinem 1773 geschriebenen „Todtentantz“ hierüber: „Die ersten Figuren, welche man bei der Abschilderung deß Beinhauses erblickt, sind von Hanß Hug Kluber, welcher den Todtentantz zum ersten Mahl erneuert hat, gemahlt, und vermuhtlich wegen mangel deß Raumes weit kleiner vorgestellt worden als die folgenden.“ Außerdem hat Kluber an die Stelle des Mönches, der „allen Ständen“, vom Kaiser bis zum Bauer hinab, über das 12. Kapitel der Weissagungen Daniels, das heißt von der Auferstehung der Toten predigte, den Reformator Ökolampadius gesetzt.

Digitized by Google

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Basel damals gute einheimische Meister in der Malerinnung zählte. Aber wenn man bedenkt, daß das Konzil von Basel damals tagte, so ist es nicht ausgeschlossen, daß aus Anlaß des großen Sterbens und der Hungersnot von 1438 und 1439 einer der fremden Prälaten die Basler auf die französischen Totentänze aufmerksam machte und ihnen unseren Meister zum Malen solcher zur Erinnerung an die große Plage empfahl. „Es war," sagt Fugger in seinem „Ehrenspiegel", „nun ganzer sieben Jahr im Reich großer Miswachs und Theurung gewesen, also daß dies Jahr 1438 im April eines Pfennigs werth Brot kaum einer Nuß groß gewesen. Dieses Elend endete mit einer reichen Aernte, welche alle Früchte wieder wohlfeil gemacht. Hingegen entstunde des jahrs zur Aernte ein großer Sterb im Reich, welcher bis auf Neujahr aller Orten sauber aufgereumt, wie man denn zu Costanz bey 4000 Leichen gezählet, zu Basel im Sommer fast alle Tage 100 Menschen gestorben. Wen diese Seuche anstieß, der lag und schlief drei Tage und Nächte, darnach, sobald er aufgewacht, fieng er an mit dem Tode zu ringen, bis ihm die Seel ausgieng." An anderer Stelle heißt es: „Es war alles voll Weinens, Traurens und Leidtragens. Das Volk fiel dahin, wie angehenden Winters die Blüten abzureisen pflegen, und grief die Sterbsucht dermaßen um sich, daß welcher irgend jetzen auf der Gassen frisch und gesund gesehen, nach wenig Stunden vergraben lag."

Nicht anders war's im Reich. In Basel schlug man zur Erinnerung an das Unglück Denkmünzen, auf deren einer Seite drei Rosen, das Zeichen des Frühlings, auf der anderen Seite ein Totenkopf abgebildet waren, aus dem Ähren mit den Worten hervorstreben: „Hodie mihi, cras tibi! — Heute mir, morgen dir!"

Digitized by Google

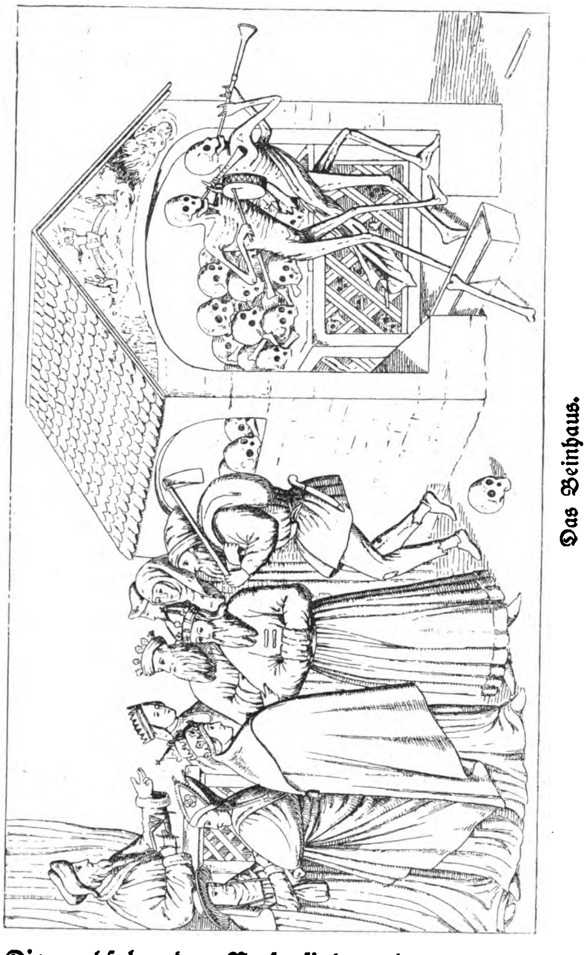
Aus der Mitte des Konzils muß damals die Anregung gekommen sein, zum Andenken an das große Sterben, das niemand verschonte, und nicht aus aszetischen Gründen, nach dem Vorbild der „Danse macabre" ein Erinnerungszeichen von wirkungsvoller Kraft und langer Dauer zu schaffen. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Jedenfalls ist es kein Zufall, daß fast gleichzeitig in Klein- und Groß-Basel, in der Dominikanerkirche zu Straßburg 1450, der Marienkirche zu Lübeck 1463, der Marienkirche zu Berlin 1470 Totentänze als Wandgemälde gemalt wurden. Die in einem angesehenen Lexikon geäußerte Meinung, daß in den Totentänzen sich der kühne, bittere Humor des Volkes, also gewissermaßen die schadenfrohe Genugtuung äußere, daß kein Sterblicher von diesem Tänzlein verschont sei, ist trotz des „Galgenhumors", der aus den Totentänzen unleugbar spricht, entschieden von der Hand zu weisen. Dagegen spricht schon der Ort, an dem sich diese Wandgemälde befanden, und die Tatsache, daß Ludwig XII. 1502 eine „Danse macabre" an die Arkadenwand des Schloßhofes von Blois malen ließ. Text und Bild der Totentänze sind im volkstümlichen Stil gehalten und betätigen denselben kühnen Humor wie in Text und Handlung die mittelalterlichen Mysterienspiele auch. Dies geht vor allem aus dem zu den von uns gewählten Bildern gehörigen Text hervor, den wir zum besseren Verständnis der Totentänze und ihrer Tendenzen hier folgen lassen.

Szene am Beinhaus.

Prediger (predigt):

Viel von den', die im Staub der Erden
Schlafen, die sollen wider erwachen.

Digitized by Google

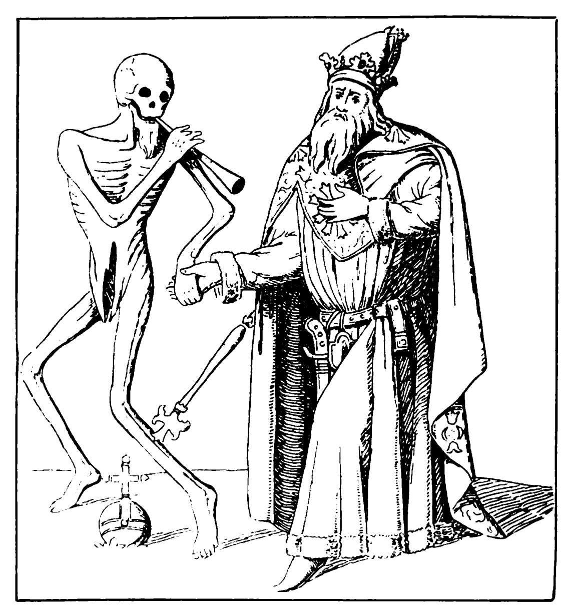


Das Beinhaus.

Die nachfolgenden Verse sind verloren gegangen, besagten aber, daß Gott den Gerechten ewiges Leben, den anderen aber geben wird: „ein hart Urteil zu ewiger Schmach“. Ob über dem Groß-Basler Beinhaus,

Digitized by Google

ähnlich wie über dem Klein-Basler, Verse standen: „Hier richt' Gott nach dem Rechten, die Herren liegen bei den Knechten“ usw. ist nicht erwiesen, aber wahrscheinlich.



Tod und Kaiser.

Der Tod (zum Kaiser):
Herr Kaiser mit dem grauen Bart,
Euer Reu habt Ihr lang gespart,
Drum sperrt Euch nicht, Ihr müßt davon
Und tanz'n nach meiner Pfeifen Ton.

Kaiser:
Ich konnt' das Reich gar wohl mehren
Mit Streiten, Fechten, Unrecht wehren:
Nun hat der Tod überwunden mich,
Daß ich bin keinem Kaiser glich.

Digitized by Google



Tod und Kaiserin.

Tod (zur Kaiserin):

Ich tanz' Euch vor, Frau Kaiserin,
Springet nur nach, der Tanz ist min.
Eu'r Hofleut sind von Euch gewichen.
Der Tod hat Euch hie auch erschlichen.

Kaiserin:

Viel Wohllüst hatt' mein stolzer Leib,
Ich lebt' als eines Kaisers Weib.
Nun muß ich an diesen Tanz kommen.
Mir ist all Mut und Freud genommen.

Digitized by Google



Tod und Herzogin.

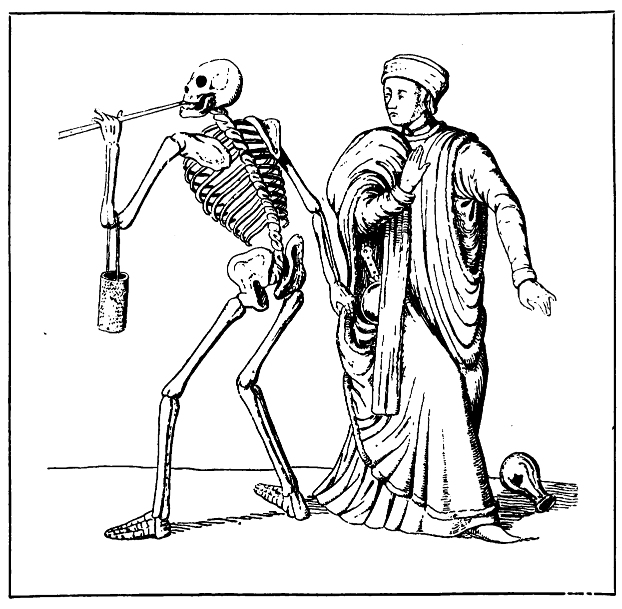
Tod (zur Herzogin):

Frau Herzogin, seid wohlgemut,
Ob Ihr auch seid von edlem Blut,
Hochgeachtet auf dieser Erd,
Hab' ich Euch dennoch lieb und wert.

Herzogin:

Ach Gott, der gräßlich' Laute Ton,
Muß ich mit dem Greuling davon.
Heut Herzogin und dann nicht mehr!
Ach Angst und Not, o weh, o weh!

Digitized by Google



Tod und Arzt.

T o d (zum Arzt):

Herr Doktor, b'schaut die Anatomei
An mir, ob sie recht g'machet sei:
Denn du hast manchen hing'richt,
Der eben gleich wie ich jetzt sicht!

A r z t:

Ich hab' mit meinem Wasserb'schauen
Geholfen beiden, Mann und Frauen:
Wer b'schaut mir nun das Wasser min,
Ich muß jetzt mit dem Tod dahin.

Digitized by Google



Tod und Edeldame.

T o d (zur Edeldame):

Von Adel Frau, laßt Euer Pflantzen*),
Ihr müßt jetzt hier mit mir tanzen.
Ich schon' nicht Euer goldnes Haar,
Das seht Ihr in dem Spiegel klar.

E d e l d a m e:

O, Angst und Not, wie ist mir g'schehen,
Den Tod hab' ich im Spiegel g'sehen!
Mich hat erschreckt sein greulich G'stalt,
Daß mir das Herz im Leib ist kalt.

*) Pflantzen: von Pflanz = Possen.

Digitized by Google



Tod und Kaufmann.

Tod (zum Kaufmann):

Herr Kaufmann, lasset Euer Werben,
Die Zeit ist hin, Ihr müsset sterben:
Der Tod nimmt weder Geld noch Gut,
Nun tanzet her mit freiem Mut.

Kaufmann:

Ich hatt' mich zu leben versorgt wol,
Kisten und Kästen waren voll,
Der Tod hat meine Gab verschmacht
Und mich um Leib und Leben bracht.

Digitized by Google



Tod und Krüppel.

Tod (zum Krüppel):

Hinke auch her mit deiner Krücken,
Der Tod wird dich hinzücken.
Du bist der Welt ganz unwert sehr,
Komm zu meinem Tanzen her.

Krüppel:

Ein armer Krüppel hier auf Erd'
Zu einem Freund ist niemand wert:
Der Tod aber will sein Freund sein,
Lad' ihn mit den Reichen ein!

Digitized by Google



Tod und Braut.

Tod (zur Braut):

Ach Jungfrau, Euer roter Mund
Wird bleich jetzund zu dieser Stund.
Ihr spranget gern mit jungen Knaben,
Mit mir müßt Ihr den Vortanz haben.

Braut:

O weh, greulich hast mich g'fangen;
Mir ist all Mut und Freud vergangen:
Zu tanzen g'lüst' mich nimmermeh,
Ich fahr' davon. Ade, ade!

Digitized by Google



Tod und Narr.

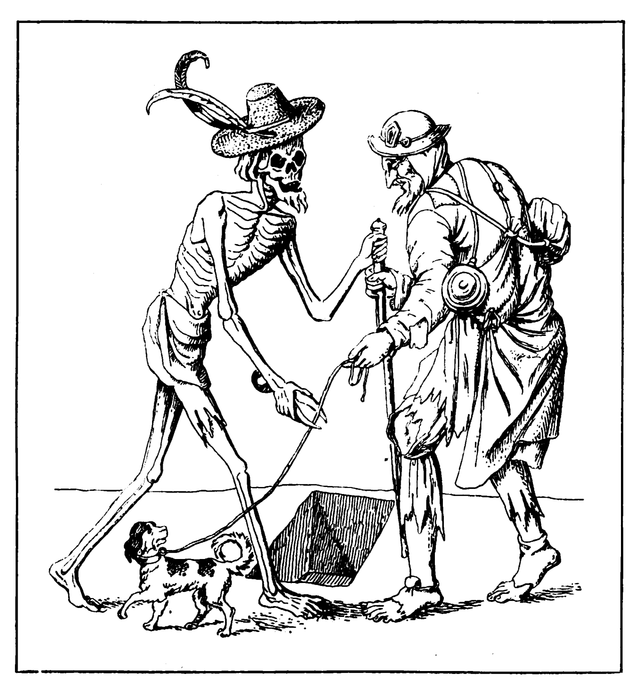
Tod (zum Narren):

Wohlauf, Heinz, du mußt jetzt springen,
Schürze dich auf und laß dir's g'lingen,
Dein Kolben mußt du fahren lon
Und mit mir zum Tanze gohn.

Narr:

O weh! Ich wollt' gern Holz auftragen
Und meiner Frauen nix mehr sagen.
So muß ich mit dir „do“ hin:
Weh, weh, es soll nit anders sin!

Digitized by Google



Tod und Blinder.

T o d (zum Blinden):

Dein Wegweiser schneid' ich dir ab,
Tritt seitlich, fallst mir sonst ins Grab,
Du armer blinder alter Stock,
In deinem bösen schäb'gen Rock.

D e r B l i n d e:

Ein blinder Mann — ein armer Mann,
Sein Freud und Brot nicht gewinnen kann,
Könnt' nicht ein Tritt gehn ohn' mein Hund:
Gott sei g'lobt, daß hie die Stund.

Digitized by Google

Wo in diesen Strophen und Bildern der grimmige, „kühne und bittere Humor“ des späteren Bauernkriegs, der Humor der Revolution zu finden ist, ist mir ein Rätsel. Der von Nikolaus Manuel zwischen 1517 und 1519 gemalte Berner Totentanz ist allerdings viel grimmiger, aber, im Geiste seiner Zeit beurteilt, nicht einmal satirisch. Die Totentänze und ihre Texte sind weder Karikaturen noch pamphletistische Malerwitze, sondern, um mich so auszudrücken, Textbilder der Zeitgeschichte, die man an die Kirchhofs- und Totenkammermauern malte, um das „große Sterben“ der Mit- und Nachwelt in der Hauptsache bildlich in seiner ganzen schaurigen Großartigkeit festzuhalten, und dies ohne jeden anderen Nebenzweck.

Das aber ist den ältesten Totentänzen wie den späteren des Mittelalters jedenfalls besser gelungen wie den neuzeitlichen, denn sie sind die illustrierte Kulturgeschichte der Pest mit ihren Wirkungen auf die alte gesellschaftliche Ordnung, die sie derart zertrümmerte, daß man auf den Kirchhöfen, wie die Chroniken konstatierten, alle Einzelgräber zerstörte, um Platz für Massengräber zu schaffen, in denen dann die Gebeine der Edelsten mit denen der Knechte, der Fürsten mit denen des Bettlers moderten.

Der älteste, historisch nachweisbare Totentanz ist die berühmte „Danse macabre“ des Minoritenklosters von Paris von 1425, dem der Totentanz im Paulskloster von London um dieselbe Zeit nachgebildet wurde. Die Basler Totentänze sind die ältesten in Deutschland; 1450 folgte Straßburg, 1463 Lübeck, 1470 Berlin, im 16. Jahrhundert: Bern, Chur, Konstanz, Dresden, Hamburg, Füssen in Bayern, Luzern usw. Aber vielen von ihnen blieb das Schicksal der Lebenden nicht erspart; auch ihnen rief der Tod sein „Komt ir mosen dantzen“ zu.

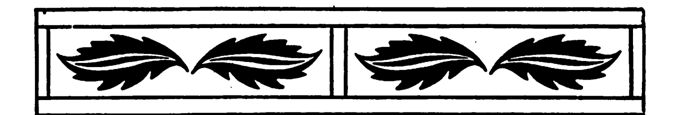
Digitized by Google

Das traurigste Schicksal hatte der Groß-Basler. Nachdem er durch die häufigen Übermalungen schwer gelitten hatte, ließ ihn der Große Rat in der Nacht vom 6. August 1805 heimlich zerstören, weil er „ein Leuteschreck und Kinderschreck sei“. Ein rühmlicheres Ende fand der Straßburger; er wurde 1870 ein Opfer der Beschießung.

Ein gewisser Trost für den Kunstfreund liegt jedoch darin, daß sich die Basler ihren berühmt gewordenen, vielbesuchten „lieben Tod von Basel“, wie ihr Totentanz im Volksmunde hieß, auf diese heimliche Weise nicht nehmen ließen. Es kam zu einem Volksaufstand. Die großmächtigen, hochweisen Bilderstürmer standen verzweifelt vor der Wahl: „Sagt ja, sagt nein, getanzt muß sein!“ Aber da das Unheil geschehen und der „liebe Tod“ nicht mehr zu retten war, so war die Sühne damals nur eine empfindliche Lehre für die „Weltfremden in der Kunst“ mehr, die so gerne vergessen, daß die Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre — Kunst, daß das Volk mit seiner Kunst einfach lebt.



Digitized by Google



Mein Nickverhältnis.

Ein Idyll ohne Worte. Von Otto Metterhausen.

(Nachdruck verboten.)

Das heißt, eine Liebesgeschichte ist es ganz und gar nicht. Wir haben nie im Leben ein Wort miteinander gewechselt. Ich weiß nicht einmal, wie „sie" hieß, und sicher kennt sie meinen Namen ebensowenig. Aber gesehen haben wir uns damals — es sind schon verschiedene Jährchen her — fast täglich. Wie man sich so sieht in der Großstadt. Wenn man da Tag für Tag um dieselbe Zeit denselben Weg machen muß, begegnet man eben stets denselben Leuten, die ebenfalls ihr Beruf oder Amt um die gleiche Zeit den gleichen Weg gehen läßt.

An Hunderten, Tausenden hastet man achtlos vorüber — hundert- und tausendmal. Dutzendgesichter, gleichgültige Menschen — wer achtet auf die? Aber unter den Massen tauchen doch ab und zu so einige besondere Typen auf, die allmählich unser Interesse erregen.

Der erste, der mir allmorgendlich begegnete, wenn ich von Borgfelde über St. Georg nach Hamburg hineinwanderte, war ein alter asthmatischer Rentner, der in der großen Allee seinen ebenso asthmatischen Mops spazieren führte. Ein drolliges Paar. Herr und Hund — beide fürchterlich verdrießlich dreinschauend und von

verblüffender Ähnlichkeit nicht bloß im Gesicht, sondern auch in ihrem watschelnden, breitbeinigen Gang.

Dann kam in der Gegend der Gewerbeschule ein langaufgeschossener, blasser Jüngling, der seine unglaublich dünnen Arme und Beine mit einer geradezu beängstigenden Hast durcheinander schlenkerte, so daß ich stets in Sorge war, die Gliedmaßen könnten sich im nächsten Augenblick zu einem unentwirrbaren gordischen Knoten verheddern. Da die Geschichte aber immer gut abging, so habe ich mich schließlich beruhigt und angenommen, der junge Mann sei ein Dichter, der seine Verse skandierte.

Dann endlich, an der Ecke des alten Berliner Bahnhofes, traf ich — sie. Allerdings, ein „besonderer Typ" war sie ganz und gar nicht. Ein süßes kleines Mädel, frisch und rosig, nicht von der abscheulichen Blässe der Großstadtkinder. Aus dem hübschen Gesichtchen sahen ein Paar große blaue Augen unschuldig in die Welt, und unter dem einfachen Pelzbarett, das sie im Winter, oder dem Strohhütchen, das sie im Sommer trug, quoll eine Fülle blonder Locken hervor, die, wenn der Wind in ihnen spielte, das Köpfchen mit einem förmlich knisternden Strahlenkranz umgaben. Dazu eine mittelgroße Gestalt von schönstem Ebenmaß und ein leichter, federnder Gang.

Es ist beim besten Willen nicht zu verlangen, daß man an so etwas vorbeiguckt. Das tat ich auch nicht. Im Gegenteil, ich genoß an jedem neuen Morgen mit harmlosem Behagen den freundlichen Anblick und, wenn wir uns, wie das hin und wieder auch vorkam, einmal nicht begegneten, dann — nun ja — dann fehlte mir etwas.

Wochenlang ging sie achtlos an mir vorbei wie an tausend anderen Menschen, ohne mich eines Blickes zu

Digitized by Google

würdigen. Aber dann begegneten sich eines Tages unsere Blicke, die ihren absichtslos, flüchtig, gleichgültig. Aber sie mußte wohl in meinen Blicken irgend etwas entdeckt haben, was ihre Aufmerksamkeit erregte, denn ihrem ersten Blick folgte ein zweiter, erstaunt, verwundert, vielleicht empört, als wollte sie sagen: „Was hat der mich anzugucken? Was fällt ihm ein?“ Doch dann waren wir schon aneinander vorüber.

Am nächsten Tage bemerkte ich schon auf zwanzig Schritt, wie ihre Augen mich forschend musterten. Ich hielt mutig dem Blicke stand. Dann wanderten ihre Augen an meiner Person herunter vom Kopf bis zu den Füßen und wieder herauf von den Füßen zum Kopf, und mit einem Ruck drehte sich das niedliche Trotzköpfchen zur Seite. Die roten Lippen schürzten sich zu einem leichten Schmollen und formten, lautlos, aber deutlich erkennbar, ein verächtliches „Ph!“

Mir fing jetzt die Sache an Spaß zu machen, ihr jedoch offenbar nicht. Hoheitsvoll glitten jeden Morgen ihre Blicke über mich weg. Ich war Luft für sie, vollkommen Luft, absolut durchsichtig. Was mich natürlich noch mehr amüsierte. Ich setzte mein spitzbübischstes Gesicht auf und versuchte beharrlich, einen Blick aus den blauen Augen zu erhaschen.

Da begann zu meinem Pech eine längere Regenzeit, für Hamburg der normale Zustand. Der Schirm trat in sein Recht. Sobald wir einander in Sicht kamen, fuhr mit einem fast hörbaren Ruck ihr Schirm nach der Seite herab und entzog mir neidisch den Anblick ihres Figürchens. Immer nach meiner Richtung senkte sie den Schirm, mochte der Wind den Regen auch gerade von der entgegengesetzten Seite treiben. Ich war boshaft genug, zu hoffen, daß der Wind einmal den ganz unvorschriftsmäßig gehaltenen Schirm über-

Digitized by Google

klappen würde. Aber dazu war der Wind offenbar zu ritterlich, denn er tat mir nicht den Gefallen.

Ja, wenn die weibliche Neugier nicht gewesen wäre! Ich hatte schon die Hoffnung begraben, jemals einen freundlichen Blick aus den Augen meiner kleinen Partnerin zu erwischen, als ich eines Tages merkte, wie der böse Schirm sich während unserer Begegnung, anscheinend ganz unwillkürlich, hob und wie zwei blaue Augen unter seinem Rande hervor mich neugierig anblitzten: „Ob er wohl noch?"

Und als das am nächsten Tage sich wiederholte, bückte ich mich schnell und schaute mit listigem Lachen unter dem Schirmrand ihr ins Gesicht, und — wahrhaftig — sie lachte wieder.

Am Tage darauf blieb der Schirm geschlossen, trotzdem es noch etwas regnete. Und da — da hab' ich zum ersten Male genickt.

Sie wurde blutrot. Auf solche Frechheit war sie wohl nicht vorbereitet und wußte im ersten Augenblick nicht, was darauf tun. Dann aber nahm ihr rosiges Gesichtchen den Ausdruck unsäglicher Würde und Hoheit an, und sie neigte ihr Haupt wie eine Königin, die ihres Volkes Huldigungen entgegennimmt.

Acht Tage später aber nickte sie auch. Und nach weiteren drei Wochen nickte sie sogar zuerst. Jetzt fing entschieden die Sache an ihr Spaß zu machen. Dafür begann mir das Gewissen leise zu schlagen. Am liebsten hätte jetzt ich einen Schirm genommen, aber das — nein — das ging nicht, das wäre brutal gewesen, und — lieber Gott! — was war denn auch dabei?

Nachdem einmal das Eis bei ihr gebrochen war, schien sie nun große Lust zu bekommen, das Verfahren abzukürzen. Ihre Blicke wurden immer ermunternder, ihr Nicken immer herzlicher, tausend kleine lustige

Digitized by Google

Schelme schauten aus den Blauaugen und saßen in den beiden Grübchen, die das aufmunternde Lächeln auf dem Pfirsich ihrer Wangen hervorzauberte. Alles schien mir zuzurufen: „Nun, riskier's nur! Ich bin ja gar nicht so." Aber ich riskierte es nicht — aus sehr einfachem Grunde, der sich noch herausstellen wird.

Sie fuhr nun schwereres Geschütz auf. An einem schönen Frühlingsmorgen erschien sie mit einer großen roten Busenschleife. Ich reagierte nicht darauf, reagierte nicht, trotzdem sie am nächsten Tage die rote Schleife ostentativ mit spitzem Finger an einem Ende emporhielt, mir fast unter die Nase. Dieser Mißerfolg schien sie stutzig zu machen. Sie sah mich in der nächsten Zeit mit Blicken an, die alles mögliche bedeuten konnten: Vorwürfe, Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit, Mißtrauen, die erstaunte Frage: „Ja, was soll ich denn noch weiter tun? Was verlangst du eigentlich noch mehr?"

Und dann erfolgte die Katastrophe.

Ich war mit — jetzt kommt ein Geständnis, das die Gewissensbisse erklärt — mit meiner Frau, jawohl, mit meiner lieben Frau in die Stadt gegangen, um Einkäufe zu machen. Und da — ich bin immer ein Pechvogel gewesen — natürlich laufe ich da, Arm in Arm mit meiner Frau, an der Ecke von Jungfernstieg und Arkaden meinem kleinen Nickverhältnis in den Weg.

Na, das Gesicht hätte man sehen sollen! Einen einzigen Blick erwischte ich nur, in dem aber standen Bände zu lesen: Erstaunen, Entrüstung, tausend flammende Anklagen, tiefste Verachtung.

Ein wahres Glück, daß meine Frau den Blick nicht auffing.

Von diesem Zeitpunkt ab war's aus zwischen uns. Sobald wir uns beim Berliner Bahnhof in Sicht kamen,

Digitized by Google

ging sie im rechten Winkel nach der anderen Straßenseite hinüber. Ich war wieder Luft für sie, vollkommen Luft.

Bis sie mich eines Tages wieder anlachte, stolz, triumphierend. Aber da kam auch sie mir nicht allein entgegen, sondern am Arm eines jungen Mannes, eines flotten, hübschen Kerls. Und ihr Blick schien mir zu sagen: „Was sagst du nun? Jetzt hab' ich doch einen gekriegt, und der ist noch dazu viel hübscher als du, du dummer Kerl! Bilde dir nur nicht ein, daß ich mich überhaupt für dich interessiert habe!“ Und während ihre Augen dies sagten, streckte sich — das heißt: beschwören will ich's nicht, aber ich möchte darauf wetten — streckte sich zwischen den süßen roten Lippen auf einen blitzschnellen Augenblick ein kleines keckes spitzes Zünglein hervor.

Warum auch nicht? Verdient hatte ich's ehrlich.

Dann blieb sie meinem Gesichtskreis entschwunden, bis ich sie wohl vier Jahre später ganz zufällig wieder traf. Das war an einem Sommertage, an dem mich mein Weg zufällig durch die Anlagen am Millerntor führte. Ich ging dabei über den Kinderspielplatz und sah, wie ein etwa fünfjähriger schmutziger Schlingel ein kleines, kaum zweijähriges Mädel schlug. Schon wollte ich dazwischen fahren, als plötzlich ein strammer, gut drei Jahre alter Junge sich mit Berserkerwut auf den ihm an Größe und Kraft zweifellos weit überlegenen Übeltäter stürzte und ihn mit seinen kleinen Fäusten so energisch bearbeitete, daß der Große schleunigst das Hasenpanier ergriff.

„Bravo!“ rief ich.

Da sah sich der kleine Sieger stolz um und sagte, wie um sein Tun zu entschuldigen: „Der wollte mein Swesterchen schlagen!“


Digitized by Google

„Das hast du gut gemacht," erwiderte ich, griff in die Tasche und gab ihm einen Nickel.

Freudestrahlend wendete er sich um und rief über den Platz weg einer Dame zu, die drüben auf einer Bank saß: „Mutti, der Herr hat mir 'nen Groschen gegeben!"

Ich folgte der Richtung seiner Blicke und sah — sie. Noch ebenso rosig, blond und frisch sah sie aus wie damals, nur ein bißchen rundlicher. Unsere Augen trafen sich im gleichen Moment mit plötzlichem Erkennen.

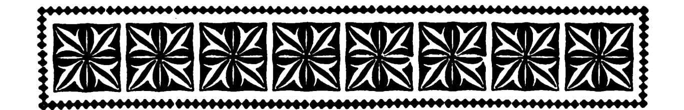
Ich glaube, wir wurden beide rot wie zwei Backfische. Aber dann sahen wir uns an und lachten, und dann hab' ich ihr zugenickt, und — wirklich: sie nickte wieder.

Und dann sah sie mich an mit einem Blick, in dem vieles lag: Verzeihen einerseits und Stolz und Mutterglück anderseits.

Und dieser Blick — glaube ich — war der schönste, den ich je von ihr bekommen.



Digitized by Google



Eine Dornenkrone.

Von M. de Bous.

Mit 4 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der tragische Tod des Königs Georg von Griechenland, der in dem eben eroberten Saloniki unter der Hand eines elenden Meuchelmörders verblutete, weckt die Erinnerung an jenes griechische Königspaar, dem die Krone von Hellas einst zu einer wahren Dornenkrone wurde.

Am 22. November 1836 vermählte sich Maria Friederike Amalie, die achtzehnjährige schöne, geistvolle Tochter des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg, mit König Otto I. von Griechenland, dem am 1. Juni 1815 geborenen zweiten Sohn des Bayernkönigs Ludwig I.

Otto war ganz der Sohn seines Vaters, ein weichherziger Schwärmer für die Künste, begeisterter Förderer der Wissenschaften, als König aber, trotzdem er in jungen Jahren sich absolutistisch fühlte, ein sanguinischer Phantast und unfähig weder zur raschen Tat noch zur zielbewußten Intrige. Er war kaum zwölf Jahre alt, als ihn sein für das alte Hellas begeisterter Vater den Großmächten für den Thron der Hellenen vorschlug, ohne zu bedenken, daß im Laufe der Jahrhunderte unter türkischer Herrschaft das klassische Volk der Hellenen zu einem Volk geworden war, dem die endliche Befreiung nur als Loslassen gegen Gesetz und Ordnung galt, was

Digitized by Google

ja auch der Beschluß der provisorischen Regierung vom 20. Oktober 1832 beweist, „sämtliche Gerichtshöfe des Landes als unnötig und nutzlos aufzulösen“. Es war mehr als ein Fehler, daß nach solchen Vorgängen Ludwig I. seinen Lieblingssohn nach dem Piräus schickte, und es entschuldigt ihn nicht, daß er in dem Regenten, dem Grafen Armansperg, dem jungen König einen tüchtigen Minister an die Seite setzte. Als Wunder galt es aber in der zivilisierten Welt, daß auch der kaltblütige Oldenburger Großherzog seine Tochter dem neugriechischen Abenteuer überlieferte.

Dieses Wunder wird durch die energische Persönlichkeit der jungen Königin erklärt, durch ihre Liebe zu dem Gatten, durch ihren herrschsüchtigen Ehrgeiz und später durch die Gewalt, die sie auch in politischen Dingen über den König zu behaupten wußte. Was Mirabeau von Marie Antoinette rühmte, daß sie der einzige Mann am Königshofe sei, galt in gewisser Hinsicht auch von Amalie und dem Königshofe im Piräus.

Freilich ahnte auch sie nicht, so wenig wie die gebildete Welt, daß noch im Jahre 1836 Griechenland, vielleicht nur die Maina ausgenommen, nach den vielen Kriegs- und Revolutionsjahren aussah wie Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg, daß die Dörfer in Schutt und Asche lagen, die Felder Einöden, die Weinberge verwüstet und die Olivenhaine gefällt waren; daß in den Bergen zahlreiche Räuberbanden hausten, die, wie Finlay erzählt, die Landbevölkerung brandschatzten und aus Lust am Schinden alle Scheußlichkeiten an ihr verübten, Schandtaten, „die in Europa auf lange Zeit hinaus den griechischen Namen anrüchig und verhaßt machten“. Das Volk war eben verwildert, der Zucht, Ordnung und der Arbeit entwöhnt, dabei unbotmäßig und von einem geradezu fabelhaften po-

Digitized by Google

litischen und persönlichen Dünkel, der Adel des Landes trotzig, aufrührerisch und zum Faustrecht geneigt, ganz Hellas aber gewissermaßen zum Dank für die Land und Volk während der Befreiungskämpfe von Europa



Amalie, Königin von Griechenland.

gewährte Beihilfe von fanatischem, blindestem Fremdenhaß beseelt.

Es war eine Dornenkrone, die Otto dem geliebten Weibe als Morgengabe überreichte. Amalie kannte zwar den Ernst der Aufgaben, die ihrer in Athen harrten, aber sie unterschätzte anfänglich bedeutend die Schwierigkeiten derselben, wozu der begeisterte Empfang bei ihrer Ankunft in Griechenland beitrug. Der Archäologe L. Roß erzählt darüber: „Der König und seine lieb-

Digitized by Google



Der Einzug des Königs Otto in Nauplia. Nach dem in der Neuen



en Pinakothek zu München befindlichen Gemälde von Peter Heß.

Digitized by Google

reizende junge Gemahlin stiegen unter dem Donner der Geschütze und tausendstimmigem, lautem Jubel ans Ufer. Die Behörden, sei es, daß sie selbst diesen geistreichen Gedanken gehabt hatten oder daß er ihnen eingeflößt worden war, hatten beschlossen, der jungen Königin eine Eule, einen lebenden Vogel Minervas, mit weißblauen Bändern an den Fängen und Flügeln gefesselt, zur Begrüßung unter einer geeigneten Anrede zu überreichen. Kaum hatte die Königin den Fuß am Lande, wobei sie fast über die reichlich gestreuten Ölzweige gestolpert wäre, so mußte sie sich mit dem armen, halb zu Tode geängstigten Käuzchen beschäftigen.“



Otto I., König von Griechenland.

Amalie hatte die Herzen der temperamentvollen Athener im Sturm erobert; ihre holdselige Erscheinung entzückte sogar die Frauen. Man trug sie vollends im ganzen Lande auf den Händen, als bekannt wurde, daß sie mit der ihr eigenen großen Energie die griechische Sprache erlerne. Durch ihre fast männliche Willensstärke brachte sie es denn auch in kurzer Zeit dahin,

Digitized by Google

die schwere Sprache vollkommen zu beherrschen. Noch höher, selbst von den Feinden der dynastischen Fremdherrschaft, wurde ihr ihre Sympathie für Trachten und Sitten ihrer neuen Heimat angerechnet. Das übrige tat ihre sieghafte, strahlende Schönheit, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, ihre Grazie und Kühnheit zu Pferd. Dies und die gemütliche Leutseligkeit, die auch der König bei den vielen Rundreisen zeigte, die das Königspaar alljährlich im Lande zu unternehmen pflegte, machte es in den Provinzen so populär, daß zum Beispiel der Einzug des Königs in Nauplia einem wahren Triumphzuge glich.

Aber von Athen und den größeren Städten des Landes ging bald die revolutionäre, antidynastische Bewegung aus, deren Leitern der König, der immer mehr der Spielball streitender innerer und auswärtiger Einflüsse wurde, gegen den Rat seiner energischeren und zäheren Gemahlin eine politische Konzession nach der anderen machte. Zuerst opferte er den Grafen Armansperg, dessen Entlassung ihm die Feindschaft Sir Edmund Lyons zuzog, dann Herrn v. Rudhardt, später genehmigte er sogar die Entlassung sämtlicher höheren Beamten deutscher Abstammung, und schließlich gab er die absolute Regierungsgewalt selbst preis, ohne mehr als den schnödesten Undank zu ernten. Die Cliquenwirtschaft der zur Herrschaft gelangenden Parteien, der fortgesetzte Ministerwechsel und der nach nordamerikanischem System damit verbundene Wechsel aller höheren Staatsbeamten gaben der Königin nur zu recht, die wiederholt geäußert hatte, daß das griechische Volk zur Konstitution noch nicht reif sei. Die oppositionelle Presse antwortete mit Schmähungen, Witzen über die Tanzwut der Königin und das Pantoffelheldentum des Königs selbst, dessen Über-

Digitized by Google

tritt zur orthodoxen Kirche immer stürmischer verlangt wurde.

Die Königin, die öfters ihren Gemahl als Regentin vertrat, wenn er seiner angegriffenen Gesundheit wegen ein deutsches Bad besuchen mußte, verhinderte mit großer Energie weitere Konzessionen auf der einen und Überhebungen auf der anderen Seite. Auch wußte sie wiederholt mit starker Hand die großgriechische Bewegung niederzuhalten, was ihr und dem König den erbitterten Haß der Panhellenisten zuzog, deren Treiben und Wühlereien in den benachbarten türkischen Provinzen schließlich so gefährlich wurden, daß die der Türkei verbündeten Westmächte im Mai 1854 zur Blockade des Piräus schritten und die griechischen Kriegschiffe mit Beschlag belegten. Nun mußte Griechenland zu Kreuze kriechen, alle Forderungen der Westmächte zugestehen und strenge Neutralität versprechen.

Von jetzt ab war Otto seinen Gegnern der „verräterische Tyrann, dessen militärische und politische Unfähigkeit alles Unglück über das arme Land gebracht hätten“. In der „deutschen Hyäne“ aber, wie die Königin von der gegnerischen Presse jetzt genannt wurde, sah der Pöbel aller Volksklassen von da an die „Mutter aller Hindernisse“, die „Todbringerin des Volksglückes“. Der Haß der athenischen Bevölkerung gegen die Königin war so groß, daß, als der Student Aristides Drusios am 18. September 1861 die Monarchin auf offener Straße zu erschießen versuchte, der Mob dem Mordbuben, der später zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde, ostentativ applaudierte.

Im September 1862 konnte eine in großer Auflage gedruckte oppositionelle Flugschrift, in der das griechische Volk aufgefordert wurde, den Tyrannen und die Tyrannin davonzujagen, als Grund der Unbeliebtheit

Digitized by Google

Ottos nur angeben, daß er weder von Religionswechsel noch von wahrhaft konstitutionellem Regiment etwas wissen wollte. „Er ist heute noch der nämliche," hieß es dann wörtlich, „der er vor fünfundzwanzig Jahren war, ein halsstarriger Gegner der Freiheit; von den



König Otto in griechischer Nationaltracht.

Griechen hat er nichts angenommen als die Fustanella, die griechische Nationaltracht, in der er herumstolziert." Bezeichnend ist, daß dieses Machwerk in Paris erscheinen und dort unter den Augen der Polizei Napoleons III. vom großgriechischen Komitee vertrieben werden konnte. Jetzt war das baldige Ende vorauszusehen.

Als das Königspaar Mitte Oktober 1862 auf einer

Digitized by Google

Rundreise durch Morea begriffen war, erhob sich das Militär in Vonitsa und Athen, wo der Kommandant des Piräus am Abend des 22. Oktobers ermordet, das königliche Schloß geplündert, der schöne, von der Königin angelegte Garten vandalisch zerstört und die Häuser einiger Hofbeamten beraubt wurden. Am frühen Morgen las man an den Straßenecken Athens folgende Proklamation der Herren Bulgaris, Kanaris und Rufos: „Die Leiden des Vaterlandes haben aufgehört! Alle Provinzen des Königreiches haben ihnen im Verein mit dem Heere ein Ende gemacht. Als einstimmiger Beschluß der griechischen Nation wird erklärt und dekretiert: Das Königtum Ottos ist abgeschafft! Das Vizekönigtum der Königin Amalie ist abgeschafft!“

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen schiffte sich das Königspaar sofort an Bord der Korvette „Amalia“ ein. Als die Korvette bei ihrem Erscheinen im Piräus von den Meuterern bedroht wurde, landete der König bei Salamis, wo das diplomatische Korps sich zu ihm an Bord begab. Auf den Rat der Gesandten und der Königin entschloß sich der über den schnöden Undank seines Volkes tiefempörte König, ohne offiziell abzudanken, nach Bayern zurückzukehren. In Begleitung der Königin verfügte er sich auf ein englisches Schiff, von dem aus er am 24. Oktober eine würdige Proklamation erließ.

König Otto hatte in seiner Milde und Schwäche, die Königin in ihrer Herrschsucht manchen Fehler begangen. Aber Otto hat niemals die Pflichten seiner hohen Stellung vernachlässigt. Auch Amalie war stets vom besten Willen für das Wohl des Landes beseelt. Mit Recht durfte daher Otto in seiner Proklamation feststellen, daß er während eines Zeitraumes von

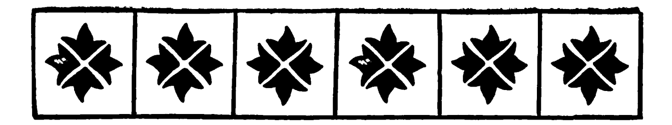
Digitized by Google

fast dreißig Jahren keine Mühe gescheut habe, um für das Beste Griechenlands zu wirken.

Das vertriebene Königspaar nahm in Bamberg Wohnung, wo Otto am 26. Juli 1867 starb. Den Sturz seines geheimen Gegners Napoleon sollte er nicht mehr erleben. Königin Amalie lebte bis zum 20. Mai 1875 als mildtätige Trösterin der Mühseligen und Beladenen.



Digitized by Google



Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Det gör ingenting. — Der kleine dicke Rechtsanwalt, der mit mir von Stockholm nach Lappland fuhr, war der höflichste und liebenswürdigste Mensch von der Welt. Er lief hinter jedem fallenden Regenschirm her, um ihn der Besitzerin zu überreichen, und wäre für keinen Preis der Welt je in einer Straßenbahn sitzen geblieben, wenn in dem überfüllten Wagen eine Dame stehen mußte. Sofort sprang er auf, um ihr seinen Platz anzubieten, selbst wenn die „Dame" noch einen Schulranzen auf dem Rücken trug.

Lang hingestreckt lagen wir beide im Lapplandexpreßzuge, der uns hinauf nach Boden bringen sollte; wir hatten das Glück, die einzigen Reisenden im Abteil zu sein, trotzdem der Zug stark besetzt war. Allein auch unser Glück währte nicht lange, denn schon nach einstündiger Fahrt stiegen in Upsala noch zwei Reisende in unser Abteil, zwei große, breitschulterige Herren, die höflich grüßten, sich dann in die beiden anderen Ecken setzten und riesige Zeitungen hervorholten, in die sie sich sofort vertieften.

Die Lektüre mußte nicht besonders anregend sein, denn bald waren sie über ihren Zeitungen eingeschlafen, und ich benützte die Gelegenheit, um meinem Reisegefährten eine Frage zu stellen, die mir schon lange am Herzen lag.

„Wie steht es eigentlich mit Ihren schwedischen Sprachkenntnissen? Die meinigen sind nur sehr gering. Kaum, daß ich die Zahlen kenne und die notwendigsten schwedischen Worte für Essen und Trinken, Hotelzimmer, Wagen und dergleichen."

„Da haben Sie Ihren Sprachführer ganz falsch benützt, Verehrtester! Zahlen zu lernen, ist gänzlich überflüssig, da

Digitized by Google

man sich ja hier der Schrift bedienen kann. Man fragt: ‚Hvad kostar det?‘, und dann reicht man dem Verkäufer einen Bleistift und ein Stück Papier hin, damit er selbst die Zahl aufschreibt. So mache ich es überall und komme immer glänzend zurecht. Überhaupt ist es oft besser, wenn man von der fremden Sprache so wenig wie möglich versteht.“

Doch noch ehe ich dazu kam, meine Bedenken zu äußern, fuhr er schon fort: „Etwas anderes, weit Wichtigeres muß man aus solchem Sprachführer lernen, etwas, das die Menschen meist als überflüssig beiseite lassen. Das sind die notwendigsten Höflichkeitsformen. ‚Zieht es Ihnen? Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten? Soll ich das Fenster schließen? Belästigt Sie die Sonne? Ich danke vielmals. Darf ich Sie bitten?‘ und dergleichen mehr. Solche Ausdrücke in der Landessprache muß jeder kennen, der nicht als ein Flegel erscheinen mag. Vor allem aber muß man sich zwei Redensarten einprägen in einem fremdsprachlichen Land. Das sind die Phrasen: ‚Verzeihen Sie, bitte!‘ und ‚Das macht gar nichts!‘ Stoße ich jemand aus Versehen an, dann sage ich hier in Schweden: ‚Det gör ingenting!‘ das heißt: ‚Verzeihen Sie, bitte!‘ Stößt mich jemand an und entschuldigt sich, dann sage ich: ‚Jag ber om ursäkt,‘ das heißt: ‚Das macht gar nichts.‘ Diese beiden Ausdrücke, Verehrtester, müssen Sie sich merken. Die sind wichtiger als Ihre Zahlen.“

So unrecht hatte der kleine Rechtsanwalt nicht. Höflichkeit auf Reisen ist eine sehr schöne Sache, zumal dann, wenn man seiner Anstandspflicht gegen die Mitreisenden durch wenige Worte genügen kann. „Jag ber om ursäkt — Det gör ingenting.“ Ich wiederholte die beiden Redensarten, bis sie festsaßen.

In Bipsgarden hält der Zug längere Zeit — teils wegen der Touristen, die hier aussteigen, um die wunderschöne Tour über den Indalself zu machen, teils des Nachtmahls wegen, das hier eingenommen werden kann. Denn nur auf wenigen schwedischen Bahnen verkehren Speisewagen; meist sind bestimmte Stationen für die Mahlzeiten vorgesehen.

Als wir nach eingenommenem Nachtessen in unser Abteil



zurückkehrten, sahen wir, daß der Schaffner bereits alles für die Nacht zurechtgemacht hatte. Die Rückwände der beiden Sitze waren hochgeklappt und noch zwei weitere Liegestätten geschaffen für die beiden „oberen“ Reisenden, in diesem Falle also für uns. Denn die beiden schwedischen Herren, die seit Upsala mit uns fuhren, hatten es sich bereits in den unteren Betten bequem gemacht.

Die Kletterübungen, die man anstellen muß, um in einem Schlafwagen das obere Bett zu erreichen, sind manchmal beschwerlich, zumal dann, wenn der Zug just eine kurvenreiche Strecke passiert und der Wagen schleudert, wenn man eben erst ein sehr reichliches Nachtmahl zu sich genommen hat, und wenn man überhaupt wenig zum Akrobaten sich eignet.

Das Gesicht des kleinen dicken Rechtsanwalts war tiefrot, als er endlich, schnaufend und keuchend, oben anlangte.

Auch das Entkleiden erfordert unter solchen Umständen eine gewisse Gewandtheit, die zu besitzen niemand verpflichtet ist.

Doch endlich war es so weit, und wir legten uns hin, um zu schlafen.

Wir erwachten erst in Hednoret, das nur noch sechs Kilometer von Boden liegt. Jetzt galt es, sich schnell anzuziehen, denn in zehn Minuten kamen wir nach Boden, wo wir aussteigen wollten.

Im Schweiße seines Angesichts arbeitet der kleine Rechtsanwalt auf seinem hohen Lager, um die schweren Stiefel anzuziehen, die er sich für die beabsichtigten Touren zuvor hat benageln lassen. Auch in den zwei Unterbetten wird es lebendig. Die beiden Schweden machen sich gleichfalls fertig.

Während ich damit beschäftigt bin, meine Krawatte zu binden, höre ich ein dumpf klatschendes Geräusch, dem ein lautes „Au!“ folgt. Dem Rechtsanwalt ist in der Hast einer seiner Stiefel entfallen, der den unter ihm sitzenden Schweden, der ebenfalls gerade seine Stiefel anzieht, mitten auf den Kopf trifft. Es kann nicht angenehm sein, morgens bei nüchternem Magen einen benagelten Stiefel an den Kopf zu bekommen. Ein wütendes Gesicht schaut nach oben, ein verlegenes nach unten.

Digitized by Google

„Det gör ingenting!“ ruft der dicke Rechtsanwalt hinunter. Doch seine Entschuldigung wird ungnädig aufgenommen. Der Schwede antwortet sehr erregt und heftig verschiedenes, von dem wir kein Wort verstehen. Dann reibt er wütend seinen schmerzenden Kopf und würdigt den Attentäter keines Blickes mehr, der tieftraurig von seinem Lager herunterklettert und seinen Stiefel holt, den der Schwede mit einem Fußtritt in die Ecke geschleudert hat. „Det gör ingenting!“ wiederholt der Rechtsanwalt fortgesetzt. Doch der Schwede nimmt gar keine Notiz mehr von ihm. Nur einmal dreht er sich um, stößt dabei jenen heftig an und schreit ihm dann ebenfalls „Det gör ingenting!“ entgegen.

Der Zug hält in Boden, ehe der Rechtsanwalt Zeit hat, seinen zweiten Stiefel anzuziehen. Doch zum Glück ist hier ein langer Aufenthalt, damit die Passagiere ihr erstes Frühstück einnehmen können. So machen wir in Ruhe uns und unser Gepäck fertig.

Tieftraurig sitzt der kleine dicke Rechtsanwalt in Boden vor dem Eisenbahnhotel. Noch im letzten Augenblick hat ihm der weiterfahrende Schwede höhnisch ein „Det gör ingenting“ nachgerufen. Gewiß ist es unangenehm, einen schweren, genagelten Stiefel an den Kopf zu bekommen; aber schließlich, wenn der Attentäter sein Mißgeschick bedauert und sich höflich entschuldigt, dann ist doch unter gebildeten Menschen die Sache damit erledigt. Und wie oft hatte der Rechtsanwalt sich entschuldigt!

Wohl zehnmal hat er sein „Det gör ingenting“ gesagt, glücklich darüber, daß er die notwendigsten Redensarten rechtzeitig gelernt hatte und sie nun anwenden konnte. Und doch hatte der Schwede keine Entschuldigung annehmen wollen. Sollten auch diese notwendigen Redensarten mitunter ihre Wirkung verfehlen?

Da plötzlich durchfährt mich ein Gedanke. Sollte am Ende —

Schnell hole ich den Sprachführer aus der Tasche und schaue nach. Und dann reiche ich das Buch meinem Reisegefährten. „Ihre Redensarten sind gut, Verehrtester. Aber Sie haben

Digitized by Google

sie leider — verwechselt. Jag ber om ursäkt heißt: Ich bitte um Entschuldigung. Und Det gör ingenting heißt: Das macht gar nichts!“

Der dicke Rechtsanwalt schaut mich starr an, reißt mir das Buch aus der Hand, blickt hinein und sieht dann lange Zeit nachdenklich vor sich hin. Endlich gibt er mir eine Antwort: „Ja, Sie haben recht. Das habe ich verwechselt. Und jetzt verstehe ich auch den Schweden, verstehe ihn vollkommen. Er war im Grunde genommen doch ein sehr höflicher Mensch. Denn wenn mir jemand einen genagelten Stiefel an den Kopf wirft und dann noch dazu sagt: ‚Das macht gar nichts‘ — wirklich, ich glaube, dem wäre ich noch ganz anders gekommen.“

„Ich meine aber, der Schwede ist recht grob geworden. Nur haben Sie ihn nicht verstanden. Schmeicheleien werden es just nicht gewesen sein, die er Ihnen sagte.“

Da fand der geknickte kleine Rechtsanwalt sein Selbstbewußtsein wieder. „Sie sehen also, daß ich recht hatte, als ich Ihnen sagte, man brauche nichts von der Sprache eines Landes zu lernen, in dem man herumfährt. Diese Sprachkenntnisse sind durchaus nicht notwendig und nicht einmal immer wünschenswert. Denn, wenn ich nun alles verstanden hätte —“ H. Welten.

Des Wanderns Einfluß auf die Nerven. —

Wenn du an Pult und Tische
Geschafft dich lahm und krumm,
Zum Teufel ging die Frische
Samt dem Ingenium;
Dein Hirn wie zähes Leder,
Wie Schwarzblech hart dein Kopf:
Zerstampfe dann die Feder,
Reiß aus, du armer Tropf!
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Nix wie raus!

Diese Verse aus dem Fremdenbuche der Douglashütte am Fuße der Scesaplana sind der Wonneschrei eines der vielen „Mühseligen und Beladenen“, die, erschlafft unter dem Drucke

Digitized by Google

des nervenzermürbenden Daseinskampfes, beim Wandern Erholung gefunden haben in dem unerschöpflichen Lebequell der Natur.

Jeder empfindet bei längerem Wandern diese wohltuende Erleichterung, die Erfrischung von Geist und Gemüt. Wandern ist keine Gymnastik zur Erzeugung von Athletenmuskeln oder zur Erlangung turnerischer Gelenkigkeit; sein Hauptwert besteht in der Kräftigung der lebenswichtigsten Organe und in seiner Gesundungskraft für Nerven und Gehirn.

Immer mehr lernt die Wissenschaft erkennen, von wie verhängnisvollem Einfluß die Stoffwechselprodukte, Kohlensäure, Ermüdungsstoffe auf die Leistungsfähigkeit des Nervensystems sind, und bezeichnet sie deshalb als „Selbstgifte". Diese schwemmt nun das durch die körperliche Bewegung schneller pulsierende Blut rasch und vollkommen weg. In einem hurtig fließenden Bächlein setzen sich nie Schlamm, Fäulnis- und Verwesungsstoffe an, wohl aber in einem träge fließenden Graben.

Im Blutstrom unseres Körpers schwimmen ungefähr 25 Billionen Frachtschiffchen, die den Geweben fortwährend neue Nahrung zuführen. Das sind die Blutkörperchen. Natürlich können sie schneller ihre Nährfracht und öfter an den Bestimmungsort befördern, wenn rasch fließender Blutstrom ihnen eine flotte Fahrt verleiht. Es tritt also ein schnellerer Ersatz der geschwächten oder verbrauchten Nervensubstanz ein.

Die wertvollste Ladung jener Frachtschiffchen ist der Sauerstoff. Er wird eingeladen in den Lungen. Befindet sich aber in diesem Depot kein genügender Vorrat, so hat das schlimme Folgen. Wenn wir ruhen oder sitzen, atmen die Lungen nur ganz oberflächlich, nehmen also nur wenig Sauerstoff auf; befinden wir uns in „schlechter", sauerstoffarmer Luft, in geschlossenen Zimmern, überfüllten Räumen, dann können die Lungen beim besten Willen nicht genügend von diesem Lebenselixir bekommen, Nerven und Gehirn leiden not, wir werden schwach, matt, hinfällig, es tritt schließlich Schwindel und Ohnmacht ein.

Wie anders beim Wandern draußen in der freien Natur, wo jedes Blatt und jeder Grashalm eine kleine Sauerstoff-

Digitized by Google

fabrik darstellt! Befreit vom drückenden Alp der Zimmerluft, atmen die Lungen in vollen Zügen die lebenspendende Luft ein.

Ja — in vollen Zügen, denn auf das Fünffache steigt die Luftaufnahme infolge des tieferen und rascheren Atemholens schon beim Wandern von 5 Kilometern in der Stunde. Da können die Blutkörperchen immer von neuem im Lungendepot sich voll befrachten und den Nerven sowie Gehirn ihren Kraftspender zuführen. Das ist eine durchgreifende Stärkungskur für das gesamte Nervensystem, welche die Widerstandsfähigkeit, Spannkraft und geistige Elastizität ganz bedeutend erhöht. „Soll geistiges Leben wohl gedeihen, so muß der Leib ihm Kraft verleihen."

Alle Abgearbeiteten, Hypochonder, Nervösen sollen wandern über Berg und Tal, so oft und so lange wie möglich. Ihr selbstquälerisches Grübeln, das beängstigende Gefühl verringerter Leistungsfähigkeit, die drückenden Gedanken an Beruf und häusliche Sorgen werden verdrängt von den stets wechselnden Eindrücken in der herrlichen Natur, vom Kampf und Spiel der Tiere, vom Wachsen und Blühen der Pflanzenwelt. Eine harmonische, fröhliche Gemütsverfassung stellt sich ein. Durch die allmählich verlängerten Wanderungen hebt sich das Vertrauen auf die eigene Leistungsfähigkeit. Man kehrt frisch und gestärkt von der Wanderung heim, erfreut sich, wie nie zuvor, eines lebhaften Appetits und erquickenden, tiefen Schlafes.

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal;
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall!

Dr. Th.

Aus der Sommerfrische des niederländischen Hofes. — Königin Wilhelmina der Niederlande hat eine ausgesprochene Vorliebe für das von einem herrlichen Park eingerahmte Lustschloß Het Loo, das in der Nähe von Apeldoorn liegt. Sie verbrachte hier ihre Kinderjahre. Infolge dieser angenehmen Jugenderinnerungen weilt sie oftmals mit ihrem Gatten, dem Prinz-Gemahl Heinrich, und ihrem vierjährigen Töchterchen Juliana in Het Loo.

Digitized by Google

Noch ist dort das kleine Lusthaus, das „Prinsessehuisje", vorhanden, das sie sich als Prinzeßchen nach ihrem Geschmack



Königin Wilhelmina, Prinzeß Juliana und Prinz Heinrich.

einrichten durfte, und in dem sie mit ihren Hunden und Tauben spielte. Jetzt ist das „Prinsessehuisje" der Prinzeß Juliana

Digitized by Google

überwiesen worden, die sich in ihm ebenso fröhlich vergnügt wie ehemals ihre königliche Mutter.

Mitten im Park breiten sich drei Teiche aus, auf denen die Eltern mit ihrem Töchterchen häufig Bootfahrten unternehmen. Ebenso werden auf den Rasenplätzen oftmals Bewegungsspiele geübt, an denen sich auch, soweit es bei ihrem Alter möglich ist, die kleine Prinzeß Juliana heiter beteiligt. Ihr helles Lachen mischt sich dann ausgelassen in die Rufe der Spieler.

Zuweilen kann man die Königin Wilhelmina, die geschickt malt, auch vor einer Staffelei im Park antreffen, wo sie eine hübsche Baumgruppe auf die Leinwand bringt. Der Prinz-Gemahl Heinrich, der ein Freund der Waldkultur ist, hat für die Verbesserung des Parkes viel getan, wie er auch das Schloß im mittelalterlichen Stil neu herrichten ließ. Th. S.

General Hoche und die Koblenzer. — Im Jahre 1795 lagen starke Truppenteile der französischen Armee in der damals noch zum Kurfürstentum Trier gehörenden Stadt Koblenz. Ihr Befehlshaber war der General Hoche, ein rauher Kriegsmann, der überall mit rücksichtsloser Härte auftrat. Nachdem er der Stadt Koblenz zunächst eine hohe Kriegskontribution auferlegt hatte, die auch pünktlich bezahlt wurde, verlangte er, daß der Magistrat innerhalb vierundzwanzig Stunden zweitausend Paar Stiefel für die reichlich abgerissenen französischen Soldaten beschaffen sollte. Diese Forderung zu erfüllen war den Stadtbehörden beim besten Willen unmöglich. Man brachte an dem einen Tage nur hundertsechzig Paare zusammen.

Als eine Deputation des Magistrats dies dem General mitteilte und zugleich um eine Verlängerung der Frist bat, war Hoche zunächst äußerst ungehalten und drohte mit Zwangsmitteln vorzugehen; schließlich ließ er sich aber doch beruhigen und versprach, noch vierzehn Tage warten zu wollen. Hochbeglückt zog die Deputation wieder ab.

Am folgenden Morgen wurde von dem General durch Plakate und Ausrufer eine allgemeine Volksversammlung für den nächsten Tag auf den Marktplatz anberaumt. Es sollte öffentlich beraten werden, in welcher Weise man dem durch die Kriegsunruhen entstandenen Lebensmittelmangel am besten abhelfen

Digitized by Google

könne. Berechtigt zur Teilnahme war jeder männliche Bürger über achtzehn Jahre. Leute, die Vorschläge machen wollten, sollten sich vorher bei dem Adjutanten des Generals melden und sich in die Rednerliste eintragen lassen.

Die Koblenzer konnten sich gar nicht genug über dieses fürsorgliche Entgegenkommen des französischen Befehlshabers wundern. In der ganzen Stadt war nur eine Stimme des Lobes für General Hoche, und am nächsten Tage strömte zur festgesetzten Stunde alles, was über achtzehn Jahre hinaus war, auf dem Marktplatz zusammen, so daß dieser die Menge kaum fassen konnte. An den offenen Fenstern der Häuser aber sah man die Koblenzer Frauen neugierig auf dieses Schauspiel herabblicken. Zum Schluß nahte in feierlichem Zuge auch der gesamte Magistrat und nahm auf den bereitstehenden Bänken mitten auf dem Markte Platz.

Gleich darauf erklangen Trommelwirbel. General Hoche erschien mit seinem Adjutanten, hinter ihm zwei Kompanien Infanterie. Ebenso waren auch durch andere Seitenstraßen kleinere Trupps französischer Soldaten unauffällig bis zum Markte vorgedrungen, die nun, verstärkt durch die Leibwache des Generals, urplötzlich um die versammelten Bürger einen dichten Kordon zogen. Da erst merkten die Koblenzer, daß hier irgend etwas nicht stimmte. Einige wollten sich jetzt noch schnell heimlich drücken; aber niemand durfte den von dem Militär umstellten Kreis verlassen. Drohend streckten sich jedem die Bajonette entgegen.

Inzwischen hatte der Adjutant des Generals die Rednertribüne erstiegen und las mit weithin schallender Stimme einen Befehl des Höchstkommandierenden vor, dahin lautend, daß jeder der zu der Versammlung Erschienenen sich sogleich seiner Stiefel zu entledigen habe. Da bisher von dem Magistrat die verlangten Stiefel nicht geliefert worden seien und General Hoche nicht mehr länger auf die Erfüllung dieser Forderung warten könne, habe man zu dieser List greifen müssen.

Hierauf natürlich zunächst ungeheurer Lärm und laute Entrüstungsrufe. Aber damit änderten die Koblenzer nicht das geringste. Die Bajonette ringsum redeten eine deutliche Sprache,

Digitized by Google

und als die Mitglieder des Magistrats nun mit gutem Beispiel vorangingen, ihre Stiefel auszogen und — allerdings mit recht sauren Mienen — von dannen zogen, folgte bald einer nach dem anderen.

Die an den Fenstern versammelte Koblenzer holde Weiblichkeit bezeigte leider für diese demütigende Situation, in der sich ihre Väter, Ehegatten, Verlobten und Brüder befanden, recht wenig Verständnis. Erst erklang hie und da ein halb unterdrücktes Lachen, als die würdigen Herren auf Strümpfen, viele auch barfuß, dem Ausgang zustrebten und dabei ängstlich die spitzen Steine des Pflasters zu vermeiden suchten, was ihrem Gange etwas ungemein Komisches gab; dann wurde diese Fröhlichkeit stärker und stärker, bis der ganze Markt von einem nicht endenwollenden Gelächter widerhallte.

Begleitet von diesen Heiterkeitsausbrüchen schlichen die armen geprellten Männer wutschnaubend davon.

General Hoche ließ dann am nächsten Morgen eine neue Bekanntmachung austrommeln, worin er den Koblenzern höflichst dankte, daß sie ihm so schön in die Falle gegangen seien und ihm das Einziehen der Stiefelkontribution so wesentlich vereinfacht hätten. W. K.

Der Kampf mit Mondamin. — Wem ist nicht heutzutage das feine Maismehl bekannt, das unter dem Namen „Mondamin" von Nordamerika zu uns herüberkam und von unseren Hausfrauen gern zu allerlei süßen Nachtischgerichten verwendet wird? Man glaubt gewöhnlich, der Name Mondámin (der Ton liegt auf der zweiten Silbe) sei eine jener neuzeitlichen Erfindungen, jener willkürlichen und phantastischen Wortbildungen, mit denen uns die moderne Nahrungsmittelindustrie so überreichlich beglückt hat und noch tagtäglich beglückt. Doch ist dies keineswegs der Fall. Mondámin ist vielmehr der bei den Indianern südlich der Großen Seen, besonders den Delawaren, Tschippewäs und Dakotas, gebräuchliche Name für die Maispflanze, die ihnen von alters her ihre vegetabilischen Nahrungsmittel lieferte und unter allen Feldfrüchten fast allein von ihnen vor Ankunft der Weißen kultiviert wurde. Der Sage nach verdanken sie diese Feldfrucht ihrem Nationalhelden Hia-

Digitized by Google

watha, dem indianischen Herakles, der ihnen die ersten Anfänge der Kultur erschloß, indem er mit Geistern und Ungeheuern kämpfte, um seine roten Brüder glücklich zu machen.

Diese Sagen hat uns der berühmte nordamerikanische Dichter Longfellow in seinem „Sang von Hiawatha“ aufbewahrt, und eine derselben schildert auch in Form einer Allegorie, wie Hiawatha seinem Volke das Maispflanzen lehrte. Der Inhalt ist folgender: Bekanntlich werden Jägervölker in Jahren, in denen Jagd und Fischfang unergiebig sind, regelmäßig von Hungersnot heimgesucht. Dieser Zustand bekümmert Hiawatha, und er beschließt, durch ein siebentägiges Fasten den Gitsche Manitu, den Großen Geist, zur Hergabe eines neuen Nahrungsmittels, das die Hungersnöte unmöglich mache, zu bewegen. In einer Laubhütte im tiefsten Walde beginnt er sein Fasten; am ersten Tage denkt er über die Jagd nach; das Ergebnis ist der Seufzer: „Großer, mächtiger Geist, soll dies unser einziger Unterhalt sein?“ Am zweiten Tage ist es der Fischfang, der ihn beschäftigt, und am dritten das Sammeln wilder Beeren und Früchte. Damit sind die Mittel zur Erhaltung des roten Mannes erschöpft. Sollen es die einzigen sein und bleiben? Hiawatha, schon stark geschwächt durch den Hunger, wartet auf Antwort auf diese Frage, die er an den Gitsche Manitu gerichtet hat. Am vierten Tage in der Morgenfrühe naht sich ihm ein junger unbekannter Krieger im grünen Jagdhemd, auf seinem Scheitel wallen gelbe Federn. Er sagt zu Hiawatha: „Der Große Geist hat dein Flehen gehört. Er sendet mich, Mondámin. Ringe mit mir!“ Hiawatha nimmt den Kampf auf und ringt mit Mondámin bis zur sinkenden Sonne. Dann verschwindet dieser und läßt Hiawatha erschöpft und bedrückt zurück, denn er ist nicht Sieger geblieben. Bei Sonnenaufgang beginnt am nächsten Tag der Kampf aufs neue, und so vier Tage lang. Obgleich Hiawatha durch die furchtbare Anstrengung und das Fasten immer schwächer wird und nahe daran ist, zu erliegen, gibt er doch seinen Vorsatz nicht auf, sondern beharrt darauf, seinem Volke eine neue Lebensmöglichkeit zu erkämpfen oder sein Leben zu lassen. Am vierten Tage endlich, also dem siebenten seines Fastens, gelingt es ihm, Mondámin mit Sonnenunter-

Digitized by Google

gang zu überwinden. Der junge Krieger sinkt sterbend zusammen. Vor seinem Verscheiden fordert er von seinem Besieger, daß er ihn begrabe und sein Grab sorgfältig im Stande halte; bei gewissenhafter Befolgung dieses Wunsches sagt er ihm die Erfüllung seines Strebens und ein dereinstiges Wiedersehen voraus. Hiawatha tut nach Mondámins Willen. Er begräbt ihn, reinigt die Grabstätte von allem Unkraut, scheucht die Krähen fort, die sich nahen wollen, und wacht weiterhin getreulich über des Toten Ruhestätte. Bald zeigen sich junge zarte Sprossen, die aus dem wohlgereinigten Boden hervorschauen und täglich höher wachsen. Hiawatha fährt fort, das Grab zu pflegen und alle Schädlinge abzuhalten, und als nun im Sommer der Mais in voller Blüte steht in seinem grünen Kleide und seinen gelben Blüten und Blumenblättern, da ruft er freudig aus: „Mondámin! Mondámin! Er ist wieder auferstanden, wie er es vorhergesagt hat.“

Auf diese Weise kamen die Indianer der nördlichen Staaten der Union in den Besitz des Maises, den fortan nach Hiawathas Anweisung die Weiber und die jungen, noch zum Kampfe unfähigen Burschen anbauten, und dessen Körner, in sicheren Speichern untergebracht, jede winterliche Hungersnot unmöglich machten. Vielleicht werden nach dieser Aufklärung und in Erinnerung an die mythische und poetische Herkunft des Mondamins die daraus verfertigten Speisen unseren Lesern doppelt so gut munden als bisher. F. Z.

Ein indirekter Selbstmord. — Es war im Jahre 1824, als in London Lord M. eines Tages in eine Wirtschaft trat, sich an einen Tisch setzte, an dem ein anderer Herr frühstückte, und nach Verlauf weniger Minuten kaltblütig sein Gegenüber erschoß. Sogleich entstand ein fürchterlicher Lärm, und alles blickte entsetzt nach dem Mörder.

Der erhob sich ruhig und sagte: „Wozu der Lärm? Was ist geschehen? Dieser Herr ist tot, und ich werde es hoffentlich auch bald sein. Man bringe mich vor den Richter, wo sich alles aufklären wird.“

Ohne den geringsten Widerstand ließ sich der Lord verhaften und erklärte dem Richter: „Die Sache ist sehr einfach. Ich bin

Digitized by Google

des Lebens überdrüssig und wollte mir schon dreimal den Tod geben, aber ich fand immer den Mut nicht dazu. Den Gedanken, mir jemand als Mörder zu dingen, verwarf ich ebenfalls und entschloß mich endlich, durch einen Mord dem Henker zu verfallen, der umsonst tötet. Das ist der Grund, weshalb ich den Mann ermordet habe, den ich gar nicht kenne und der mir nichts zuleide getan hat. Ich bitte, meinen Prozeß zu beschleunigen und mich bald zu hängen."

Da die Untersuchung die Richtigkeit dieses merkwürdigen Geständnisses ergab, so wurde der seltsame Mörder vor Gericht gestellt und trotz des ungeheuren Aufsehens, das sein Fall in ganz England erregte, seinem Wunsch entsprechend zum Tod durch den Galgen verurteilt. Auf der Leiter rühmte er sich noch, „eine ebenso neue als sichere Art des Selbstmordes entdeckt zu haben". W. F.

Treibjagd auf Schlangen. — Von einer solch merkwürdigen Jagd entwirft der Oberst Marverley folgende Schilderung. „Die Residentschaft Bhartpur in Indien, die von dem Dschamnafluß durchströmt wird, erfreut sich wegen ihres Reichtums an giftigem Gewürm in Kolonialkreisen einer traurigen Berühmtheit. Die weiten, sumpfigen Ebenen, zum Teil bedeckt mit undurchdringlichem Dorngestrüpp, sind ein vorzüglicher Schlupfwinkel für Giftschlangen, aber auch für Tiger und anderes Raubzeug. Die Residentschaft, die 1903 noch 83,000 Bewohner auf dem flachen Lande zählte, hatte im Jahre 1911 nur noch 50,000 Menschen. Nicht etwa, daß diese durch die Reptilien und die wilden Tiere derart dezimiert worden wären, denn auf deren Rechnung hatte man jährlich ‚nur' drei- bis vierhundert Menschenleben zu setzen, sondern die Leute waren einfach in weniger gefährliche Distrikte abgewandert.

Besonders die Viehzucht hatte als notwendige Begleiterscheinung dieser Bevölkerungsabnahme einen derartigen Rückgang zu verzeichnen, daß der Resident von Bhartpur sich im Frühjahr 1911 zu energischen Maßregeln gegen die Verödung der für Herdenwirtschaft vortrefflich geeigneten Landstrecken entschließen mußte. In der Hauptsache handelte es sich darum, einmal gründlich der Schlangenplage Herr zu werden. Dies

Digitized by Google

wurde denn auch auf ebenso praktische wie auch verhältnismäßig einfache Weise erreicht. Auf Antrag des Residenten stellte man ihm sechs Kompanien vom 8. Schützenregiment zur Verfügung. Ebenso erklärten sich die meisten Offiziere der umliegenden Garnisonen freiwillig zur Teilnahme an dem Vernichtungskriege gegen die Reptilien bereit.

Das Frühjahr 1911 war ungewöhnlich trocken und der Pflanzenwuchs der Bhartpurebenen daher durch die Sonne völlig verdorrt, so daß es keine Schwierigkeiten machte, die Schlangen durch Niederbrennen des Dickichts aus ihren sonst unzugänglichen Schlupfwinkeln herauszuräuchern. Am 14. April 1911 hatte ich Gelegenheit, dem ersten dieser Treiben beizuwohnen. Es handelte sich um ein Gebiet von etwa 8000 Quadratmeter Größe, den reptilienreichsten, unwegsamsten Teil der Residentschaft, der zunächst von dem giftigen Getier gesäubert werden sollte.

Die Vorbereitungen waren einfach genug. Es wurde durch das Militär rings um das betreffende Landstück ein etwa 70 Meter breiter Ring durch Feuer vom Grase befreit, so daß der Brand später nicht weiter als gewünscht um sich greifen konnte. Am Jagdtage selbst herrschte ein nur mäßiger Wind, der von den Höhen des Himalaja herab in der Richtung nach Südwest wehte und dem Vorhaben durchaus günstig war. Wir Offiziere hatten uns am Rande des kahlen Schutzstreifens in Abständen von etwa 200 Metern postiert. Zwischen uns waren Unteroffiziere und Mannschaften aufgestellt, die zum Teil ebenso wie wir mit Schrotflinten bewaffnet waren. Neben jedem Offizier standen zwei Büchsenspanner mit Kugelgewehren, da man wußte, daß sich innerhalb des Triebes auch größeres Raubwild befand, mit dessen Hervorbrechen bestimmt zu rechnen war. Ich selbst hatte mir einen Platz an der rechten Längsseite des derart eingekreisten Geländes ausgesucht.

Gegen sechs Uhr morgens begann die Jagd. Durch Hornsignale, die in unserer Kette weitergegeben wurden, verständigte man uns, daß das Gras und das Gestrüpp an der Nordostseite des umzingelten Geländes angezündet worden war. Kurz darauf bemerkten wir auch schon am Horizont dichte Rauch-

Digitized by Google

wolken und roten Feuerschein, die, vom Winde in der gewünschten Richtung vorwärts getrieben, langsam näher gerückt kamen. Bald wurde es vor uns lebendig. Allerlei Wild huschte durch das Dickicht jenseits des kahlen Streifens, vermied es aber zunächst noch, sich der Schützenlinie bis auf Schußweite zu nähern. Verabredungsgemäß sollte nur auf Raubzeug und Schlangen geschossen, alle anderen Tiere aber geschont werden. Jetzt knallten links von mir die ersten Schüsse. Immer mehr näherte sich das Feuermeer. Schon sah ich deutlich die roten Flammenzungen zum Himmel lecken.

Plötzlich zeigt mein eingeborener Diener Monsa auf einen dunklen Körper, der sich vor mir zwischen Akazienbüschen hindurchdrückt. Jetzt habe ich den Kopf deutlich vor Augen. Es ist ein Lippenbär, ein großes, starkes Exemplar. Ich reiße dem Büchsenspanner die Kugelbüchse aus der Hand. Zu spät. Schon blitzt es neben mir bei Leutnant Ranlay auf. Der Bär macht einen Satz in die Luft und bleibt dann regungslos liegen. Kopfschuß also. Ein paar Eingeborene stürzen über den verkohlten Grasstreifen und schleppen das mächtige Tier nach Ranlays Platz hin.

Immer häufiger knallen die Schüsse. An dem Klang erkenne ich, daß es meist Schrotflinten sind. Schon werde ich ungeduldig. Das Jagdfieber hat mich gepackt. Ein paar wilde Hunde kommen dahergerannt. Einer nach dem anderen überschlägt sich schwer getroffen. Den letzten streckt meine Kugel nieder. Und dann windet es sich über den schwarzen, verbrannten Boden auf mich zu. Deutlich sind die dicken Köpfe von Brillenschlangen zu erkennen. Ein Unteroffizier links von mir schießt. Die Schrote wühlen die Erde auf. Das vorderste Reptil krümmt sich zusammen, macht kehrt. Ich reiße meine Doppelbüchse an die Backe. Der Körper der Brillenschlange schnellt hoch, windet sich wild hin und her. Auch die beiden anderen werden schnell abgetan. Die Schrotbüchse wirkt hier vorzüglich. Kleinere Baumschlangen fahren aus dem Gestrüpp heraus. Die mit Stöcken bewaffneten Eingeborenen schlagen sie tot. Einen Schuß wären sie nicht wert. Noch vier mächtige Kettenvipern kommen auf meine Rechnung.


Digitized by Google

Jetzt wird die Hitze unerträglich. Das Feuer ist keine 100 Meter mehr von uns entfernt. Wir müssen weichen. Ich postiere mich 30 Meter zurück auf einer vom Sturm umgeknickten Dattelpalme, so daß ich den kahlen Ring noch immer überschauen kann. Das Brandmeer zieht mit Knistern und Brausen langsam an uns vorüber. Viermal komme ich noch zum Schuß. Drei weitere Kettenvipern und eine mächtige Brillenschlange krümmen sich in letzten Zuckungen auf der schwarzen Erde.

Die Hitze, die einem fast den Atem benahm, läßt endlich nach. Ich suche meinen alten Platz wieder auf. Unsere Arbeit ist jedoch getan. Da vor uns in den noch immer glimmenden Büschen, wo hie und da noch einzelne Flammen hochschießen, ist alles Lebende vernichtet. Die Eingeborenen beginnen schon, unsere Beute zusammenzutragen. Was davon noch lebt, wird mit Knütteln vollends totgeschlagen. Mein Diener Monsa gerät mit dem des Leutnants Ranlay in einen heftigen Streit um die zuletzt von mir geschossene Brillenschlange. Ich hatte aber das bessere Recht auf sie, und so kommt sie zu meinem Haufen, der sieben zerfetzte Schlangenleiber aufweist.

Nach einer weiteren halben Stunde ertönt das Signal, daß die Jagd beendet ist. Auf dem Sammelplatz herrscht ein Leben und Treiben wie bei einem Volksfest. Die Eingeborenen tanzen wie die Besessenen um die Körper ihrer gefürchteten Feinde herum. Und immer neue Beute wird herbeigeschleppt. Als alles beieinander ist, wird die Strecke genau durchgezählt. 262 Giftschlangen, 2 Lippenbären, 1 Tiger, 16 Wölfe und wilde Hunde sind's. Ein Tiger ist, wenn auch schwer angeschossen, durchgebrochen und entkommen. Leider hat sich auch ein ernster Unfall ereignet. Einer der Unteroffiziere hat einen bösen Kugelschuß durch die linke Schulter erhalten.

Am Nachmittag war die Erde so weit abgekühlt, daß wir das niedergebrannte Gebiet nach vielleicht noch vorhandenen Reptilien absuchen lassen konnten. Hierbei wurden noch 42 halbverkohlte Schlangen gefunden. Im ganzen hatte diese eine Treibjagd also ein Ergebnis von 304 Giftschlangen aufzuweisen, eine Zahl, die unsere Erwartungen bei weitem übertraf.

Digitized by Google

Zu meinem Bedauern war es mir aus dienstlichen Gründen nicht möglich, auch noch den fünf weiteren Treiben, die im Laufe der nächsten Tage abgehalten wurden, beizuwohnen. Auch bei diesen handelte es sich stets um Gegenden, die wegen ihrer Unzugänglichkeit seit langem geradezu als Schlangenbrutstätten bekannt waren. Von Kameraden erfuhr ich dann, daß die sechs Jagdtage insgesamt 921 Giftschlangen, 3 Tigern, 4 Bären und einigen vierzig Wölfen und wilden Hunden das Leben gekostet hatten.

Als ich dann ein Vierteljahr später bei Gelegenheit eines militärischen Übungsmarsches jenes Gebiet, auf dem die erste Treibjagd stattfand, besichtigte, war von den Verwüstungen, die das Feuer in der Vegetation angerichtet hatte, nirgends mehr eine Spur zu erblicken. Glückliches Indien, dessen Klima wie durch einen Zauberspruch im Verlauf weniger Wochen eine üppige Grasdecke emporschießen läßt, und wo Bäume und Sträucher trotz der schwersten Brandwunden überall neue Triebe und Schößlinge ansetzen — glückliche Residentschaft Bhartpur, die dank dieser energischen Maßnahmen für alle Zeit den Namen ‚Schlangenparadies' verloren haben dürfte, und auf deren Graslichtungen jetzt der Hindu ungefährdet seine Hütte aufschlagen, seine Herde weiden lassen kann!" W. K.

Eine hundertjährige Strafe hat jetzt ein Ende gefunden, und zwar in der englischen Armee. Im Jahre 1812 war das 12. englische Ulanenregiment mit unter den Truppen, die an dem sogenannten Peninsularkriege in Spanien teilnahmen. Damals kämpften die Spanier ihren Verzweiflungskampf gegen Napoleon und wurden von den Engländern unterstützt. Der Feldzug war sehr anstrengend, besonders die Verpflegung war schlecht, und die englischen Soldaten mußten oft hungern. Aus Verzweiflung, weil sie schon längere Zeit nichts zu essen bekommen hatten, drangen eines Tages Mannschaften des 12. Ulanenregiments in ein spanisches Kloster ein und plünderten Küche und Keller. Natürlich beschwerten sich die Spanier energisch über diese Gewalttätigkeit ihrer Verbündeten, und die Klage kam bis zum Höchstkommandierenden, dem berühmten Herzog von Wellington. Der ließ das ganze Regiment

Digitized by Google

antreten, hielt ihm eine donnernde Strafpredigt wegen der Plünderung und verfügte endlich folgende Strafe: Jeden Abend sollte das ganze Regiment um zehn Uhr zum Appell antreten, und die Musikkapelle sollte fünf Stücke spielen, und zwar die englische Nationalhymne, die spanische und die russische Nationalhymne, den Walesmarsch und das Abendgebet. Während die Musik spielte, sollten sämtliche Mannschaften stillstehen. Der Herzog verfügte gleichzeitig, daß diese Strafe hundert Jahre dauern sollte.

Während des Feldzuges und auch später wurde diese Strafe beständig durchgeführt. Als aber das Regiment wieder in der Heimat war, milderte man die Sache etwas: es trat nur die Musik an, um die fünf Stücke zu spielen, und den Soldaten, die aus Neugier hinkommen wollten, war es gestattet, anwesend zu sein. Im Laufe der Zeit betrachtete das Regiment das allabendliche Spielen der Musik nicht als eine Strafe, sondern als eine Art Vorrecht.

Das Regiment, das zurzeit in Südafrika steht, hat bisher streng diese Abendmusik durchgeführt. Die hundert Jahre sind jetzt vorüber; es ist aber fraglich, ob die Abendmusik aufhören wird, weil das Regiment sie als ein Vorrecht betrachtet und wahrscheinlich bei der vorgesetzten militärischen Behörde darum einkommen wird, ihre Strafabendmusik weiter behalten zu dürfen. A. O. K.

Der kleinste Österreicher. — Wir sind gewöhnt, uns die Gebirgler als einen großen, kräftigen Menschenschlag vorzustellen. Daß es aber auch hier Ausnahmen gibt, zeigt das Beispiel des dreiundzwanzigjährigen Alois Unterkirchner, der aus dem Pustertal stammt. Er hat eine Körperlänge von nur 71 Zentimetern. Er dürfte damit der kleinste Mann in ganz Österreich-Ungarn sein. Von Beruf ist er Schneider. Er übt dieses Handwerk während des Winters auf den bäuerischen Höfen eifrig aus und soll darin sehr geschickt sein. Im Sommer hält er sich in Kufstein auf, wo er eine allgemein bekannte „Größe“ ist und gewiß schon diesem oder jenem Besucher Kufsteins auffiel. Die rechte Vorstellung von seiner Winzigkeit ergibt erst der Vergleich mit einem Mann von normaler Größe.

Digitized by Google



Alois Unterkirchner, der kleinste Österreicher.

Der auf unserer Aufnahme abgebildete Herr ist der Hotelier Buschauer, gegen den Unterkirchner wie ein Wichtelmännchen erscheint. Th. S.

Digitized by Google

Wie die Liebe entstand. — Im lauschigen Märchenwald ruht schlummernd ein Mägdlein, das sich in die tiefe Einsamkeit beim Blumensuchen verirrt hat. Ein zartes, anmutiges Wesen mit sonnigblonden Locken und rosigen Wangen. Aber gleich einem heißen Verlangen, gleich einer stillen, schmerzenden Sehnsucht liegt's über den träumenden Zügen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die junge Elfenkönigin, der das lockende Zauberreich untertan ist, feiert heute ihren Geburtstag. Ihr zu Ehren hat die Natur ihr schönstes Festkleid angelegt. Auf leichten, schleiernden Fittichen gleitet der Wind. Er besucht die lustigen Kobolde, die oben in den blühenden Baumkronen ein heimlich Spiel treiben. Mit ihrem schelmischen Kichern und neckischen Geflüster haben sie die Sonne aus nächtlichem Schlafe geweckt. Nun lacht sie herzhaft über das ganze Gesicht. Vor lauter Vergnügen rinnen ihr ein paar dicke Tränen über die runden Wangen, um als glitzernder Tau auf die dankbare Erde zu fallen. Die Blumen haben ihrer Königin ein duftiges, farbenfrohes Gewand gestickt. Das liegt ausgebreitet auf dem moosigen Geburtstagstisch. In erfreulicher Ordnung sitzen die Vögel auf den frisch geputzten Zweigen. Nun beginnen sie ihr wohleinstudiertes Ständchen. Still und andachtsvoll lauscht der grüne Waldsee. Nur manchmal klatschen seine Wellen mit jubelnder Freude leise in die Hände.

Die also gefeierte Elfenkönigin ist gerührt über ihr dankbares Völklein. Ein demütiges Freudegefühl steigt in ihr auf und der Wunsch, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Auch sie will Freude bereiten. Hurtig schwingt sie den demantenen Zauberstab. Da kommen kriechend und flatternd, hüpfend und laufend alle ihre Untertanen herbei.

Und die Märchenmajestät hebt an: „Meine Lieben! Zu gewichtigem Rate habe ich euch versammelt. Ich habe eine Bitte an euch, mit deren Erfüllung ihr euer herrliches Geburtstagswerk krönen sollt. Seht ihr das schlafende Mägdlein dort, und hört ihr die sehnenden Seufzer, die dem einsamen Herzen entsteigen? Sie kommt aus dem Menschenland. Doch ihre Seele ist arm. Denn ihr fehlt die Liebe. Wir, die Bewohner

Digitized by Google

des Elfenreichs, wollen sie ihr bringen. Aber dazu muß ein jedes von euch das Beste opfern, das es besitzt!"

Und so geschah's. Die flinke Libelle schenkte ihre hauchhafte Zartheit. Der Schmetterling die lockende Vielgestalt. Langsam brachte die Schnecke ihre zielsichere Beharrlichkeit. Einfach und schlicht bot der unscheinbare Wurm das wertvollste Opfer — Dulden und Verzeihen. Gar mannigfache Geschenke gaben die Blumen — gefällige Form und anmutige Weichheit. Süßen Honig und berauschenden Duft die anderen. Auch wohl ein Tröpfchen heilsam bitteren Giftes oder etwas von ihrer bestechenden Farbenpracht. Mit jauchzenden Liedern waren die Vögel zur Stelle. Der Wind brachte liebkosende Sanftmut und zwingende Sturmgewalt. Der stille Waldsee seine klare Reinheit und unergründliche Tiefe.

Aus all diesen Gaben formte die Elfenkönigin die Liebe. Und als sie die behutsam ins schlafende Menschenherz senken wollte, sandte die Sonne just leuchtend ihren schönsten Strahl herab auf die seligen Gefilde.

— — — — — — — — — — — — — —

Da erwacht das träumende Mägdlein. Eine glückliche Zufriedenheit, eine hoffende Zuversicht liegt auf den sinnenden Zügen. Eilenden Fußes verläßt sie das Zauberland und trägt die Liebe hinab zu den Menschen. G. Grade.

Ursprung der Modebilder. — In dem heutzutage üblichen Sinne gibt es Modebilder erst seit etwa hundertdreißig Jahren. Sie gingen von Frankreich aus, das in bezug auf Moden stets den Ton angab. Indessen kam es schon in weit früherer Zeit vor, daß sich die Schneidermeister größerer Städte, wenn eine neue Mode besonderes Aufsehen erregte, die „getreuliche Abbildung" derselben zu verschaffen suchten. Derlei Bilder wurden mitunter auch durch den Druck vervielfältigt und in den Handel gebracht. So erschien beispielsweise 1641 ein Blatt mit der Abbildung von acht elegant kostümierten Herren und der Unterschrift: „Wahrhaffte und getreie Conterfeyung der absonderlich kostbaren und neuen Kleider, so bei der Tauffe des Dauphin von Frankreich an dem Hof von Paris seind getragen worden."

In Deutschland dürfte der Ursprung der Modebilder in

Digitized by Google

dem geldreichen Augsburg zu suchen sein. Matthäus Schwarz, der Sohn eines angesehenen Augsburger Bürgers, seit seiner frühesten Jugend für den Handelsstand ausgebildet und dann bis an sein Lebensende als Buchhalter des Welthauses der Fugger tätig, kam im Alter von dreiundzwanzig Jahren auf die wunderliche Idee, sich in allen Kleidungen, die er seit seiner Geburt getragen, abbilden zu lassen. Er war, so erzählt er in der Vorbemerkung zu seinem „Klayderbüchlein“, bei dem Gespräch mit älteren Leuten oft ganz verwundert, wenn sie ihm die seltsame, auf den Bildern ihrer Eltern dargestellte Kleidung als etwas vor fünfzig Jahren ganz Alltägliches geschildert hatten. Er ließ nun einen Oktavband aus schönen Pergamentblättern anfertigen und auf letzteren die Kleidungen, die er in seinem Leben getragen, von vorzüglichen Malern darstellen. Als ein Beweis der unseren Altvordern eigenen Gewissenhaftigkeit dient es, daß auf dem ersten Bilde seine Mutter in dem Kleide dargestellt ist, das sie zur Zeit seiner Geburt trug. Dann erscheint Matthäus in der Wiege, am Kindertischchen, als Schulknabe, als Chorknabe und als Page des berühmten kaiserlichen Hofnarren Kunz von der Rosen. Dann ist Matthäus als Handlungsreisender, als Jäger, im Ballanzuge, als Bogenschütze, als Fechtschüler, im Trauer- und im Hochzeitsanzuge und im Festgewande bei dem Empfange des Erzherzogs Ferdinand dargestellt. Nicht weniger als zweiundvierzig künstlerisch ausgeführte Blätter beziehen sich auf die von seiner Geburt bis zum Jahre 1520 reichende Periode. Von jetzt an ließ er sich, sobald er einen neuen Anzug erhalten hatte, sofort in diesem abbilden. In manchem Jahre ließ Schwarz sich sechs, ja wiederholt bei festlichen Gelegenheiten für einen einzigen Tag drei Anzüge machen.

Auch sein Sohn Veit Kaspar legte sich ein solches Buch an. Er erscheint darin als Kind, als Schulknabe, als Reisender, als Fechtzögling, als Schütze, im Ball- und Maskenkostüm, im ganzen auf einundvierzig Blättern. Dabei beschreibt er in der ausführlichsten Weise, welche Stoffe und wie viel von denselben zu den Anzügen genommen wurden, welche Farbe das Futter gehabt und wie viel Gold, Silber, Spitzen, Edelsteine und Perlen

Digitized by Google

zur Verwendung kamen. Doch wurde dieses Buch nur durch neunzehn Jahre fortgesetzt, und der größte Teil der Blätter blieb unausgefüllt.

Beide Bücher gelangten im Laufe der Zeit in viele Hände, bis sie endlich in den Besitz des Herzogs von Braunschweig kamen. D. C.

Milch- und Frühstückschützer. — Milchtöpfe und Frühstückbeutel werden bisher des Abends zumeist vor die Korridortüren und auf Treppenabsätzen frei hingestellt oder hingehängt, und wer zählt die vielen Fälle, wo sie verunreinigt oder gestohlen wurden.

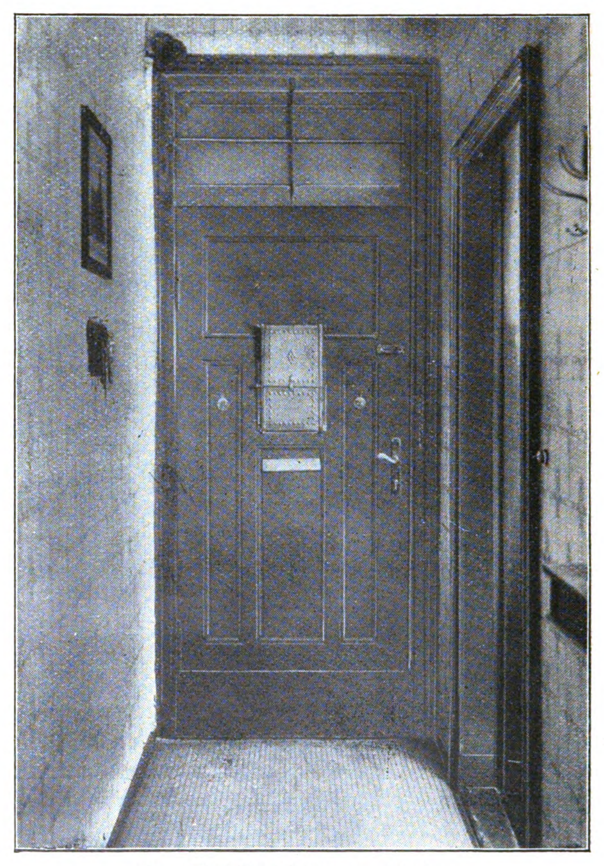
Der auf unseren beiden umstehenden Bildern wiedergegebene Apparat dürfte unter den vielen Erfindungen, die in den letzten Jahren zum Schutze des Frühstücks gemacht worden sind, der einzige sein, der einen wirklichen Schutz bietet und zugleich recht praktisch ist.

Der Apparat ist in seinen Hauptteilen aus Eisenblech konstruiert und dabei so eingerichtet, daß er an allen vorkommenden Korridortüren angebracht und bei Nichtbenützung flach gegen die Tür gelegt werden kann. Die Rückwand wird durch eine Feder zugehalten, so daß ein unbefugtes Öffnen des Apparates von außen nicht möglich ist. Sie läßt sich aber hochklappen, so daß man die Gegenstände bequem herausnehmen kann. Durch ein einfaches Anheben wird der Apparat flach gegen die Tür gelegt und durch eine zweite Feder in dieser Lage gehalten. Die Anbringungsart ersehen wir aus unseren Bildern. Es ist natürlich ganz gleichgültig, ob der Apparat oben, unten, in der Mitte, rechts oder links angebracht wird. Jedenfalls wird die Korridortür nicht verunziert. Der Inhalt kann durch einfaches Anheben des Apparates herausgenommen werden, ohne daß die Korridortür geöffnet werden muß.

Der Apparat ist weiter dazu bestimmt, Waren kleineren Umfanges in Empfang nehmen zu können; auch gestattet derselbe durch Hochklappen der Rückwand eine ungehinderte Unterhaltung bei geschlossener Tür, was zur Sicherheit der Bewohner von großer Bedeutung ist. Eine weitere Annehmlichkeit bietet der Apparat insofern, als bestellte Ware in der Wohnung ab-

Digitized by Google

geliefert werden kann, ohne daß man selbst dabei zu sein braucht. Man gibt einfach den Schlüssel für den Apparat beim Kauf-



Der Frühstückschützer geschlossen.

mann usw. ab, der Bote öffnet beim Abliefern der Ware den Apparat, legt den Schlüssel mit der abzuliefernden Ware hinein und klappt die Tür wieder zu. Für jeden Apparat ist ein be-

Digitized by Google

sonderer Schlüssel vorgesehen. Selbstverständlich läßt sich diese Einrichtung auch als Briefkasten verwenden.



Der Frühstückschützer geöffnet.

Der hygienische und diebessichere Milch- und Frühstückschützer, der durch den Architekten F. Kitzerow, Charlottenburg, Schlüterstraße 78, vertrieben wird, ist infolge seiner einfachen

Digitized by Google

Konstruktion sehr billig und wird daher sicher in weiten Kreisen Einführung finden. H. H.

Das Vaterunser der Bauern. — Eine ergreifende Erinnerung an den Druck der französischen Fremdherrschaft in Deutschland während der Jahre 1806 bis 1813 und an den grimmigen Haß, den derselbe besonders auch bei den deutschen Bauern gegen die fremden Eindringlinge hervorgerufen hatte, bietet ein aus jener Zeit herrührendes, das „Vaterunser der Bauern“ betiteltes und an den bekannten Text des Vaterunsers angelehntes Gedicht dar, welches nach einem uns vorliegenden vergilbten Exemplar folgenden Wortlaut hatte:

Vater unser, der du bist im Himmel,
Befrei uns von dem Kriegsgetümmel
Und von der Tyrannei Gezücht,
Auf daß ihr Unternehmen nicht
Geheiligt werde,
Und daß nicht Frankreichs frecher Same
Bei uns mehr gelte als
Dein Name.
Sie quälen ohne Ruh' und Rast
Und schreien: Bauer, was du hast,
Zu uns komme!
Sie rauben, plündern immerdar
Und, wenn sie könnten, auch sogar
Dein Reich.
Herr, wenn du sie wollst all erschlagen,
Wir Bauern würden freudig sagen:
Dein Wille geschehe!
Denn, wenn man nichts von ihnen hört',
So lebten wir auf dieser Erd'
Wie im Himmel.
Ich weiß nicht, wem das Volk gehört,
Im Himmel sind sie gar nichts wert,
Also auch auf Erden.
Feig, ohne Treu' und ohne Glauben,
Sind sie nur tapfer, wenn sie rauben
Unser tägliches Brot.

Digitized by Google

So treiben sie's an allen Orten.
Sie brüllen wie die Hunnenhorden:
Gib uns!
Drum wär' es uns die größte Freude,
Wenn sie verstummten lieber
Heute
Als morgen. Doch was frommt das Klagen?!
Laßt uns nicht mehr demütig sagen:
Vergib uns!
Denn lassen wir sie stets so walten,
So ist's, wenn sie für feig uns halten,
Unsere Schuld.
Darum verachten sie uns eben,
Daß gleichsam so,
Wie wir vergeben
Uns unsre Ehre, unsern Ruhm,
Wir geben uns zum Eigentum
Unsern Schuldigern.
Mißtrauet künftig ihren Lügen,
Und prahlen sie mit ihren Siegen,
So laßt es zwar dabei bewenden,
Doch sprecht mit aufgehobnen Händen:
Und führe uns nicht in Versuchung!
Laß, lieber Gott, von ihren Tücken
Uns auch in Zukunft nicht berücken,
Sondern erlöse uns
Von Frankreichs und des Teufels Bund,
Von Bonapartes Herrschaft und
Von dem Übel
Der napoleonischen Monarchie!
Der Deutschen Ehre welke nie.
Denn dein ist das Reich.
Vergebens floß viel Menschenblut,
Noch ist's nicht aus! Euch schwand der Mut
Und die Kraft.
Bald zieht ihr ab mit langer Nase,
Zerplatzen wird die Seifenblase

Digitized by Google

Und die Herrlichkeit.
Die Schande bleibt
In Ewigkeit.
Amen. R. v. B.

Lincoln und der sterbende Soldat. — Als der blutige Bürgerkrieg zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten wütete, besuchte Präsident Lincoln ein Militärlazarett. Manches freundliche, ermunternde Wort richtete er an die verwundeten Soldaten, als er durch die verschiedenen Abteilungen dahinschritt. Zuletzt kam er auch an das Bett eines erst sechzehn Jahre alten, tödlich verwundeten jungen Kriegers.

Der Präsident ergriff die weißen Hände des Sterbenden und fragte teilnahmvoll: „Mein armer Junge, was kann ich für dich tun?“

Der Soldat schlug seine Augen langsam auf, blickte in das gütige Antlitz des Präsidenten und sprach bittend: „Wollen Sie nicht für mich an meine Mutter schreiben?“

„Gerne,“ erwiderte Lincoln, verlangte Feder, Tinte und Papier, setzte sich neben das Bett nieder und schrieb, was ihm der Sterbende todesmatt zuflüsterte. Es war ein ziemlich langer Brief.

Als das Schreiben beendet war, erhob sich Lincoln, um den Brief selbst zur Post zu befördern. Zuvor fragte er aber noch den armen Jungen, ob er ihm sonstwie noch dienlich sein könne.

Flehentlich schaute der Sterbende den Präsidenten an und bat: „Ich möchte mich so gerne an Ihren Händen festhalten.“

Lincoln verstand sofort, setzte sich wieder nieder und ergriff zärtlich die Hand des Soldaten. Zwei Stunden lang harrte er geduldig aus wie ein Vater am Sterbelager seines Sohnes. Nachdem das Ende herangekommen war, beugte sich der Präsident nieder über den jungen Krieger, tief von Schmerz bewegt, drückte ihm die Augen zu und faltete seine im Tod erstarrten Hände auf der Brust.

Als Lincoln bald darauf das Spital verließ, rannen ihm noch Tränen über die Wangen. O. v. B.

Digitized by Google

Die Farbe des Weines und der Weintrauben. — Wie die Färbung des Rotweines zustande kommt, darüber werden gar nicht so viele Leute aufgeklärt sein, wenn sie sich nicht zufällig mit der Weinbereitung nach irgend einer Hinsicht beschäftigt haben. Wer gar nichts davon weiß, wird vielleicht vorschnell sagen, die Trauben, aus denen der Rotwein gewonnen wird, seien ja rot bis veilchenblau gefärbt. Diese Tatsache gibt aber noch keine Erklärung, wie man sich selbst sagen wird, wenn man eine dunkelgefärbte Traube zwischen den Fingern zerdrückt. Das Fleisch und der Saft der Traube, woraus doch der Wein bereitet wird, sind nämlich durchaus farblos, auch wenn die Beeren fast blauschwarz aussehen.

Die Chemie der Farbstoffe im Wein ist ein recht schwieriges Forschungsgebiet, das noch gar nicht seit langer Zeit von der Wissenschaft in Angriff genommen ist. Die ersten wichtigen Untersuchungen rühren her von Morren, der den anatomischen Bau der Weintraube studierte und dabei das Vorhandensein einer sehr großen Zahl roter Körper von starker Färbung nachwies, weiterhin von Prillieux und dann von Professor Pollaci. Der Zweitgenannte untersuchte besonders die Traubenschale und fand in ihr Farbstoffe in zweifacher Form: einmal als winzige Tröpfchen, die jedes für sich in einem Bläschen mit äußerst dünnen Wänden eingeschlossen sind, und zweitens als einen körnigen Niederschlag, der sich bei der Behandlung mit Säuren rot und in einer alkalischen Flüssigkeit wieder blau färbte.

Grundlegend für das Verständnis der Weinfarbe sind aber erst die Arbeiten von Pollaci geworden. Er unterscheidet in der Traube drei verschiedene Farbstoffe unter den etwas schwierigen Namen: Phyllocyanin (Blattblau), Phylloxanthein (Blattgelb) und Önocyanin (Weinblau), letzterer wohl auch einfacher Önolin genannt. Die ersten beiden Stoffe sind von allgemeinstem Vorkommen in der Pflanzenwelt, da sie sich in jedem grünen Blatt finden.

Das Blattgrün oder Chlorophyll setzt sich nämlich aus einem blauen und einem gelben Farbstoff zusammen, die eben mit jenen beiden identisch sind. In einer grünen Traube sind sie

Digitized by Google

allein vorhanden, so daß deren Färbung demnach ganz auf demselben Wege zustande kommt wie das Grün der Blätter. Die bläuliche oder veilchenbläuliche Färbung der Trauben wird erst durch die Anwesenheit des Weinblaus bewirkt. Es tritt als Flüssigkeit auf.

Außerdem ist nun aber noch, wie schon erwähnt, ein weiterer dunkler Farbstoff in festen Körnchen in der Traubenschale vorhanden — Morren nennt ihn Caresen. Die Körnchen sind vollständig undurchsichtig und können unter dem Mikroskop erst genauer untersucht werden, nachdem sie längere Zeit mit Alkohol behandelt sind. Es ist ganz besonders merkwürdig, wie dieser Farbstoff in die Trauben gelangt. Es geschieht nämlich, wie dies einwandfrei nachgewiesen ist, von den Blättern aus. Die Körnchen bestehen aus gerbsauren Verbindungen, die zunächst farblos in den Blättern erzeugt werden und während der Reifezeit allmählich in die Trauben wandern, wo sie sich in den Schalen niederschlagen und durch Verbindung mit Sauerstoff bei Berührung mit der Luft rot färben. Wird dem Farbstoff der Weg von den Blättern in die Trauben versperrt, was namentlich durch den Stich eines Insekts veranlaßt werden kann, so tritt die sogenannte Rotkrankheit des Weines ein, bei der die Trauben eine schwach rötliche Färbung erhalten, während die Blätter intensiv rot werden.

Nach diesen Darlegungen versteht es sich von selbst, daß der Rotwein seine Färbung aus den Trauben nur dann erhalten kann, wenn die Schalen bei der Weinbereitung mitbenützt werden, und zwar darf die Schale nicht früher von dem Traubensaft getrennt werden, als bis die Gärung begonnen hat. Daraus ergibt sich ferner, daß aus dunkelroten oder blauen Trauben auch ein ganz farbloser Wein bereitet werden kann, wenn nämlich die Schalen frühzeitig ausgeschieden werden. Sch.

Wertvolle Flöhe. — Der englische Baronet Walter Rothschild ist als eifriger Tiersammler bekannt. Sein zoologischer Garten genießt Weltberühmtheit, da dort die seltensten Tiere zu finden sind. Selbst die Hagenbecksche Sammlung im Stellinger Tierpark ist nicht so vielseitig. Allerdings stehen ja auch diesem Milliardär ganz andere Mittel zur Verfügung als einem

Digitized by Google

gewöhnlichen Privatmann. Jahrelang hat er in den abgelegensten Gegenden der Erde ganze Jägertrupps unterhalten, um besonders auf selten vorkommende Tiere Jagd machen zu lassen. Aber auch auf die Welt der kleinen und kleinsten Tiere, auf Würmer und Insekten, erstreckt sich Rothschilds Sammlerleidenschaft.

So besitzt er eine wohlgeordnete Sammlung von Flöhen, im ganzen weit über zweitausend Stück, lauter Vertreter verschiedener Arten, die auf Säugetieren oder Vögeln als Schmarotzer leben. Diese Sammlung hat ebenfalls recht bedeutende Geldausgaben erfordert. So blieben zum Beispiel Rothschilds Bemühungen, sich einen Floh des im hohen Norden lebenden Eisfuchses zu besorgen, längere Zeit vergeblich. Der Vollständigkeit halber mußte diese Spielart der kleinen hüpfenden Blutsauger aber auf jeden Fall beschafft werden. Daher ließ der Baronet schließlich in die kanadischen Zeitungen eine Anzeige einrücken, in der er demjenigen, der ihm den echten Floh eines Eisfuchses zusenden würde, eine Belohnung von 50 Pfund (1000 Mark) für das Stück zusicherte.

Nach einem halben Jahre schickte ihm denn auch wirklich ein Pelzjäger namens Persington aus Fort Resolution am Großen Sklavensee eine versiegelte, sehr sorgfältig verpackte Flasche als Wertsendung zu, in der sich vier echte Eisfuchsflöhe befanden. Der Sendung lag ein amtlich beglaubigtes Schreiben bei, daß die Flöhe von einem in einem Eisen lebend gefangenen Eisfuchs abgesammelt worden seien.

Der glückliche Pelzjäger hat sicher nie wieder in seinem Leben eine so gewinnbringende Jagd abgehalten, denn er erhielt tatsächlich die ihm zustehenden 200 Pfund umgehend angewiesen. W. K.

Eine teure „Leiche“. — Sind Druckfehler schon der Schrecken der Setzer, Korrektoren und Redakteure, obwohl sie meist nur humoristische Folgen zeitigen, so können die sogenannten „Leichen“, im Satz ausgelassene Worte, bisweilen sogar recht empfindlichen Schaden heraufbeschwören. Am schlimmsten in dieser Beziehung erging es dem Londoner Verleger Moore, der im Jahre 1702 eine neue Bibelausgabe erscheinen ließ. Kaum

Digitized by Google

war das Werk in den Handel gelangt, als sich eines Tages ein Polizeibeamter bei Moore einfand und ihn vor den Richter führte. Dieser schlug, als der Verleger ganz entrüstet fragte, was er denn verbrochen habe, die neue, auf dem Tisch liegende Bibel auf und zeigte dem entsetzten Moore im 5. Buche Mosis Kapitel 5 den 21. Vers. Da stand: „Du sollst begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd“ usw. Der Setzer war über eine „Leiche“ gestolpert. Das für den Sinn so überaus wichtige „nicht“ war von ihm übersehen worden, und dieser Fehler machte nun die ganze Bibelauflage nach Ansicht des Richters zu einer das Staatswohl gefährdenden, da darin ja eine direkte Aufforderung zum Diebstahl enthalten war.

Moore wurde wirklich nicht nur zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, sondern es wurde außerdem auch die neue Bibelauflage eingezogen und vernichtet. Nur ein einziges Exemplar von der verhängnisvollen Ausgabe ward dem Londoner Museum überwiesen, wo es sich noch heute befindet. W. K.

Schwierige Wahl. — König Eduard VII. von England war als Prinz von Wales ein nicht seltener Gast in dem schönen Paris. Einst wurde er dort von den Stadtverordneten im Rathause feierlich empfangen, und es entspannen sich dabei recht ungezwungene Gespräche, die dem Prinzen viel Spaß machten.

So knüpfte er mit der Gattin eines der biederen Stadtväter eine Unterhaltung an und fragte unter anderem: „Haben Sie auch Kinder, Madame?“

„Gewiß. — Sie auch?“

„Ja, ich auch,“ sagte lächelnd der Prinz.

„Und was lassen Sie Ihre Kinder werden?“ forschte die Dame.

Prompt erwiderte Eduard: „Der Älteste soll einmal König von England werden, für die anderen habe ich aber noch nichts Passendes gefunden.“ A. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google



Jeder spielt sofort Klavier!

Es gibt keine Kunst, die dem Volke schwerer beizubringen ist, als die Musik. Sie bedarf einer eigenen Schrift, deren Studium besonders betrieben werden muß und nicht leicht ist. Wie viele Laien würden sich zum Beispiel an das Klavier setzen und einige Lieder spielen, wenn sie Notenkenntnisse hätten! Manche behelfen sich dadurch, daß sie nach Gehör auf dem Klavier herumphantasieren — es ist dann aber auch danach. So wunderbar kunstvoll das alte Notensystem ist, so wenig populär ist es. In der Großstadt mag es noch angehen, denn da wird — besonders in letzter Zeit — in den Schulen musikalisch-theoretischer Unterricht erteilt, aber die Musikliebenden in den kleineren Städten oder gar auf dem Lande sind übel dran. Erst als Erwachsene können sie daran denken, in die Geheimnisse der Musiksprache einzudringen und auch dann noch ist es mit großen Schwierigkeiten verbunden. Für diese Leute mußte daher ein Notenschema geschaffen werden, das keine Umwertung braucht, das direkt, wie es gelesen wird, gespielt werden kann. Man darf es deshalb mit Freuden begrüßen, daß es in der „Tastenschrift" gelungen ist, ein System zu erfinden, welches in geradezu glänzender Weise das uralte Problem, die bisherige Notenschrift zu vereinfachen, gelöst hat. Alle die komplizierten Einzelheiten der üblichen Notenschrift fallen hier gänzlich fort: Vorzeichen, also auch Auflösungs- und Erniedrigungszeichen gibt es bei der Tastenschrift überhaupt nicht. Die Tastenschrift ist so leicht faßlich, daß man mit Fug und Recht behaupten darf, nach ihr sofort Klavierspielen zu können.

Notenkenntnisse sind nicht erforderlich.

Ohne an ein bestimmtes tägliches Pensum gebunden zu sein, schreitet der Lernende, kaum merkend, daß er überhaupt lernt, vorwärts, um kurz über lang das zu erreichen, was jahrelang seine Sehnsucht war. Die Tastenschrift ist eine absolut ernst zu nehmende Methode, mit der man das Klavierspiel individuell, ohne Musikstümperei zu treiben, erlernen kann. Tausende, selbst im vorgeschrittenen Alter befindliche, haben das Klavierspiel nach der Tastenschrift bereits erlernt und dies durch zahlreiche Anerkennungsschreiben, wovon etliche hier wiedergegeben werden, dokumentiert:

„Lernte, ohne vorher auch nur eine Ahnung vom Klavierspiel zu haben, trotz meiner 42 Jahre schon ganz hübsch spielen." Dresden, Paul K.

„Nie hätte ich geglaubt, mit 60 Jahren noch so schnell Klavierspielen zu lernen." Züllichau, Frau L. K.

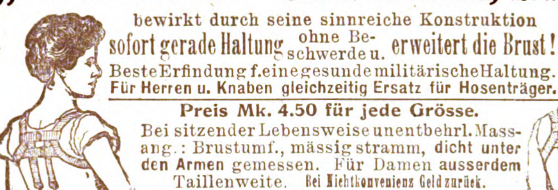
„Ich habe mich überzeugt, daß Ihre Tastenschrift außerordentlich leicht zu erlernen ist und um nichts der alten Notenschrift nachsteht." Miechowitz, Lothar H.

Das komplette Werk, das neben allen zur Erlernung notwendigen Einzelheiten auch noch etwa 30 vollständige Musikstücke, wie Lieder, Märsche, Tänze usw. enthält, kostet Mk. 5.— und kann gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme von dem **Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 11** bei Berlin bezogen werden. An Interessenten, die es für erforderlich halten, sendet der Verlag gegen Einsendung von 50 Pfg. Aufklärung und einige Probestücke der Tastenschrift.

Das jetzt ca. 350 Nummern umfassende Musikalienrepertoir der Tastenschrift wird ständig auch mit den neuesten Schlagern erweitert.

Digitized by Google

„Benefactor" *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. erweitert die Brust! Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung. Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

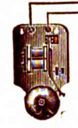
Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.





Elektrische Lichtanlagen komplett von Mk. 4.95 an. Elektrisch. Klingelanlagen komplett von Mk. 1.95 an. Elektrisier-Apparate kompl. v. Mk. 2.45 an. Elektr. Experimentierkästen v. Mk. 2.95 an. Taschenlampen von Mk. 0.65 an. Taschen-Feuerzeug Mk. 0.35. Elektr. Spielwaren etc. in großer Auswahl. Hochinteressante, belehrende Preisliste gratis.

Wilh. Ravené, Elektrotechn. Spezialhaus, **Berlin-Schöneberg 11.**

Psoriasis

(Schuppenflechte) heilt ohne Salben und Gifte nach Spezialverfahren Spezialarzt **Dr. P. E. Hartmann, Stuttgart P. 40,** Postfach 126. Auskunft kostenlos und portofrei!

Drei erklärte Favoriten

N.S.U.

Fahrräder
Motorräder
Automobile

Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.G.

Kgl. Hofl. Neckarsulm

Digitized by Google

Pasch
Preisgekrönt a
Rück
selbst hoffnung
Erfolg behande



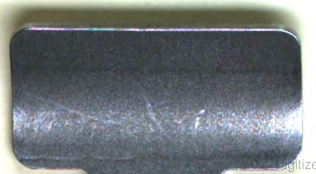
Bei de

Größt
Ott
Berli
Tel
kann
welche f
eintr
ständi
kleidu
Telegr.-Adr.: Weber, Trauermagazin, Berlin.
Schwar
Schwar
Beer

Stanford University Libraries
3 6105 011 810 418

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004



Digitized by Google

